Hattingen, den 21. November 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 47.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Wer vor Jahresfrist den mehr als freundlichen, geradezu herzlichen Empfang, den jetzt das Deutsche Kaiserpaar in allen Kreisen der englischen Bevölkerung gefunden hat, vorausgesagt hätte, würde wenig Gläubige gefunden haben. Die Stimmung zwischen beiden Völkern war infolge von allerlei Mißverständnissen und einer von verschiedenen Seiten ausgehenden planmäßigen Bearbeitung der öffentlichen Meinung allmählich so erbittert geworden, daß selbst nüchterne, und unparteiische Beobachter die Möglichkeit eines blutigen Zusammenstoßes mit der Zeit nicht mehr für außer dem Bereich der Möglichkeit liegend erachten konnten. Es ist den Anstrengungen Kaiser Wilhelms und König Eduards nicht minder als den Bemühungen angesehener Privatleute in beiden Ländern und der veränderten Weltlage zu danken, wenn die Erbitterung, die sich der beiden blutsverwandten und durch so ungeheure Interessen verbundenen Völker allmählich bemächtigt hatte, einer anderen Stimmung gewichen ist, und heute wieder eine ruhige Würdigung der Verhältnisse Platz gegriffen hat. Die freudige Aufnahme des deutschen Kaiserpaares in England dürfte die Bürgschaft bieten, daß für unabsehbare Zeit zwischen beiden Ländern nun wieder normale Beziehungen herrschen und Verstimmungen wie die eben überwundenen so bald nicht wieder Platz greifen werden.

Zum dritten Male ist nun im Taurischen Palaste zu Petersburg die Duma zusammengetreten. Ihre Lebensdauer wird, wenn nicht alles trügt, eine wesentlich längere und ihre Tätigkeit eine fruchtbringendere sein als die ihrer Vorgängerinnen. Während in dem ersten Parlament wilde Fanatiker und jeder politischen Einsicht bare Schreier aus den Reihen der gebildeten Klassen die Oberhand besaßen, in dem zweiten halbgebildete Arbeiter und Bauern, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, das große Wort führten, sind jetzt endlich Vertreter der besitzenden und am Bestande des Staates interessierten Klassen, wie sie in jedem anderen Lande den Ausschlag geben, auch in Rußland ans Ruder gelangt. Unter den 442 Abgeordneten, die nach dem neuen Wahlgesetz die Duma bilden, befinden sich etwa 200 Monarchisten und 160 Oktobristen, d. h. Anhänger einer gemäßigt konstitutionellen Regierungsform. Den auf wenige Köpfe zusammengeschmolzenen Sozialdemokraten und Fortschrittsfanatikern ist es somit unmöglich gemacht, in Zukunft ähnlich unfruchtbare Erörterungen und Skandalszenen, wie sie bisher im russischen Parlament die Regel bildeten, herbeizuführen. Der pflichtgetreue und ehrliche Ministerpräsident Stolypin aber, der seinen guten Willen und seine staatsmännische Begabung unter schwierigen Verhältnissen wiederholt bewiesen hat, kommt in die Lage, daß große Reformwerk, das er ins Auge gefaßt hat, nunmehr durchzuführen.

Die französische Spionenfurcht, die fast immer mit einer Portion Verdacht gegen Deutschland verbunden zu sein pflegt, ist seit der Affäre des Marinefähnrichs Ullmo wieder einmal mächtig ins Kraut geschossen. Ganz Frankreich hielt diesen Verdacht im vorliegenden Falle für um so mehr berechtigt, als es angeblich gelungen war, einen leibhaftigen deutschen Spion, namens Max Schumann, bei Toulon zu verhaften. Der Unglücksmensch, bei dem deutsche und baierische Karten gefunden wurden, verstand zwar kein Wort Französisch und bezeichnete sich als einen mittellosen Arbeiter; man fand bei der Untersuchung aber, daß er sich für einen solchen viel zu gewählt ausdrücke. Der Erwischte wurde daher mit vollster Ueberzeugung für ein höchst geriebener Spion gehalten. Die behördlichen Recherchen ergaben schließlich die Richtigkeit der Angaben des Verhafteten, der darauf entlassen werden mußte. Nach der Aufdeckung dieses Irrtums werden die Franzosen hoffentlich auch noch zu der Einsicht kommen, daß ihre Annahme, der verräterische Marinefähnrich Ullmo habe mit dem Marineattachee bei der deutschen Botschaft, dem soeben von dort abberufenen Kontreadmiral Siegel unter einer Decke gesteckt, eine völlig grundlose ist. Die Nordd. Allg. Ztg. hat inzwischen schon zum zweiten Male amtlich konstatiert, daß Kontreadmiral Siegel an der Spionageangelegenheit Ullmos in keiner Weise beteiligt gewesen ist. Admiral Siegel kennt weder Ullmo, noch ist er je mit ihm in Verbindung getreten. Siegels Abberufung war schon im Frühjahr in Aussicht genommen und am 21. Juni schon amtlich bekannt gemacht worden.

Der Kaiser ein gefährlicher Mann.

Ein heiterer Zwischenfall bei dem Besuch des Kaiserpaares in der Londoner City sei nach den Leipz. N. Nachr. erzählt: Der Kaiser sah ungemein ernst aus. Sein Gesicht zeigte die gebräunte Farbe, die das Soldatenleben und das Leben zur See hervorbringt. Mit höchstem Ernste und einer außerordentlich würdevollen Bewegung des Kopfes beantwortete er die Grüße des Publikums. Sein Auge glitt dabei scharf über die Volksmasse und sein Blick war so durchdringend, daß eine alte Dame in unserer Nähe unwillkürlich angesichts dieses ernsten Kopfes mit den durchdringenden Augen den Ruf ausstieß: „What a dangerous man!" (Was für ein gefährlicher Mann!) Der Ausruf rief Heiterkeit hervor und wurde allgemein als ein Kompliment für den Kaiser aufgefaßt. — Ueber das Scheitern der sozialistischen Straßendemonstration heißt es in dem Bericht: Zwei Stunden, nachdem der Kaiser die Guildhall verlassen hatte, kam es an der Ecke der Cannon-Street und der Queen-Victoria-Street zum Zusammenstoße zwischen der Polizei und den sogenannten Arbeitslosen, die von den Sozialisten zusammenberufen worden waren, um gegen die Bewirtung des Kaisers durch die City zu protestieren. Die Polizei war nicht stark genug, um zu verhindern, daß einige der Demonstranten ihre Linie durchbrachen. Es entstand sofort ein Handgemenge vor den Augen einer aufgeregten Zuschauermenge. Die Polizei scheint sich dabei von ihrem Eifer haben fortreißen lassen. Die Menschenmenge stob nach allen Seiten schreiend auseinander. Zwei der Demonstranten wurden verhaftet.

Ein russischer Dynamitard

wurde in Berlin verhaftet. In seinem Besitz fand die Polizei einen Koffer mit doppeltem Boden, zwischen dem gefährliche Sprengstoffe lagerten. Ende vorigen Jahres war in Berlin eine geheime Russenversammlung aufgelöst worden. Verschiedene Papierschnitzel, die von den Polizeibeamten im Versammlungsraum gefunden wurden, wiesen auf einen von der Behörde lange gesuchten russischen Terroristen hin, der sich Mirsky nennt. Am Sonnabend, nach längerer Beobachtung, wurde M. auf Grund des Sprengstoffgesetzes verhaftet. Bei der Durchsuchung seines Schlafzimmers fand man zwar keine Papiere oder sonstige verräterische Schriften, wohl aber laut Berl. Lok.-Anz. einen schwarzen Koffer, der einen doppelten Boden enthielt. Die nähere Besichtigung ergab, daß sich innerhalb dieses sehr geschickt angefertigten doppelten Bodens eine große Anzahl von elektrischen Apparaten befanden, die dazu bestimmt zu sein scheinen, gewaltige Gegenstände wie Eisenbahnzüge und Häuser in die Luft zu sprengen. Es waren zumeist Fernzündungen, bei denen es nur leichter Berührung bedarf, um die entsetzlichsten Verwüstungen anzurichten. Der angebliche Mirsky bestreitet, der Eigentümer des Koffers zu sein. Er habe ihn von einem zurzeit in Rußland lebenden Freunde geliehen und von dem Inhalt keine Ahnung gehabt. Die Kriminalpolizei ist aber der Ansicht, daß Mirsky, übrigens kaum der richtige Name, Mitglied eines russischen Revolutionskomitees ist und einen großen Anschlag plante. Eine bedeutende Summe Geldes wurde gleichfalls vorgefunden. Die Untersuchung muß weiteres ergeben.

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

37. Kapitel.

Herr Wilhelm Kulicke hatte noch etwa fünf Minuten warten müssen, bis Berthe Ravenaud die Polizei-Station wieder verließ. Und als sie endlich kam, war zu seiner unangenehmen Ueberraschung der Sergeant an ihrer Seite.

Er hatte sich, als die Französin erschien, vorsichtig ein wenig zurückgezogen. Berthe ging ein paar Schritte neben ihrem Begleiter her, dann wandte sie wie zufällig den Kopf, und ihre Blicke fielen auf ihren Verfolger.

Kulicke sah, wie sie eifrig auf den Sergeanten einsprach. Der Mann blickte nun ebenfalls zurück und nickte mehrmals zustimmend, dann wandte er sich und kam gerade auf Bernardis Agenten zu.

Der wollte mit möglichst unbefangenem Gesicht an ihm vorbei gehen. Der Engländer stellte sich ihm jedoch in den Weg und redete ihn brusk an:

„Die Dame teilt mir mit, daß Sie ihr bereits seit einer halben Stunde nachsteigen. Wenn Sie sich nicht ernstliche Unannehmlichkeiten zu ziehen wollen, rate ich Ihnen, die Frechheit nicht weiter zu treiben und einen anderen Weg zu gehen."

Einen Augenblick lang war Kulicke in Versuchung, den Unverschämten zurecht zu weisen. Bernardi hatte ihm jedoch ausdrücklich eing schärft, jede Berührung mit der englischen Polizei zu vermeiden, und wohl oder übel mußte er nach dieser Instruktion handeln.

„Die Dame irrt sich, wenn sie der Meinung ist, daß ich ihr nachgestiegen bin," erwiderte er ruhig. „Und ich muß Sie bitten, gefälligst einen anderen Ton anzuschlagen, wenn Sie mit mir reden."

Die Entdeckung, daß er es mit einem Ausländer zu tun habe, schüchterte den andern ein wenig ein. Da konnten ihm, wenn sich der Mann auf dem Konsulat beschwerte, ernstliche Scherereien erwachsen.

Bedeutend höflicher sagte er daher:

„Ich bitte um Vergebung, wenn mein Verdacht unbegründet war. Aber Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie doch warten wollten, bis wir Ihnen aus den Augen sind. Die Dame ist —" er blickte sich vorsichtig um, ob die Französin ihn auch nicht hören konnte — „ist meine Braut, und sie fühlt sich nun einmal belästigt. Nicht wahr, ich darf auf Ihr Entgegenkommen rechnen?"

Es blieb Kulicke nichts anderes übrig, als gute Miene zum böse Spiel zu machen. Er durfte den „Verlobten" Berthe Ravenauds nicht herausfordern.

„Ich wäre ohnedies hier abgebogen," erwiderte er daher. „Sie haben also von meiner Seite kein Belästigung zu fürchten."

Der Sergeant grüßte höflich und kehrte zu seiner Begleiterin zurück. Kulicke bemerkte wohl, daß ihn die beiden beobachteten, als er in eine Seitenstraße abbog. Er wartete noch eine Weile; dann ging er ihnen vorsichtig nach.

Aber die Französin hatte ihren Vorteil zu nutzen gewußt. Wie sehr er auch suchte, nirgendwo konnte er sie finden. Und als er beinahe dem Sergeanten in die Hände lief, der mit sehr vergnügtem Gesicht und ein Liedchen trällernd zurückkam, gab er die Verfolgung auf.

Er war gründlich hineingelegt worden. Und diese Tatsache trug nicht dazu bei, seine durch das stundenlange Warten in bitterster Kälte schon ohnedies auf den Gefrierpunkt herabgestimmte Laune zu verbessern.

Seit dem frühen Morgen war er in der Holroydstraße gewesen, und als pflichtgetreuer Mann hatte er sich nicht einmal Zeit gelassen, etwas zu Mittag zu essen. Nun quälte ihn der Hunger, und er ging in das nächste beste Lokal hinein, um eine Kleinigkeit zu verzehren.

Es war dieselbe Butike, in der Wolfgang Burkhardt gefrühstückt hatte. Auch jetzt war kein Gast dort, und diesem Umstand hatte er es zu verdanken, daß ihm sein Essen sehr bald gebracht wurde.

Die Kellnerin sah ungeniert zu, wie er es sich schmecken ließ, und setzte sich schließlich mit an den Tisch.

„Ist das ein elendes Leben hier," begann sie die Unterhaltung. „Sie sind nun heute der dritte Gast. An Wochentagen geht hier kein Mensch in die Kneipe."

Kulicke legte nicht das geringste Interesse für ihre Worte an den Tag. Das Mädchen war aber offenbar froh, jemanden gefunden zu haben, mit dem sie schwatzen konnte.

„Und dabei ging es heute noch," fuhr sie fort. „Der Herr, der heute morgen hier war, hat wenigstens ein anständiges Trinkgeld gegeben. Aus Exmouth war er sicher nicht — denn die Leute sind hier knauserig bis zum Geiz, und außerdem verirrt sich ein Ortskundiger, der so elegant ist, niemals zu uns herein."

Kulicke hatte schon bei ihren ersten Worten Messer und Gabel niedergelegt und lauschte ihr nun sehr interessiert.

„Was Sie sagen! — Ein eleganter Fremder ist bei Ihnen gewesen? Erinnern Sie sich vielleicht noch, wie er ungefähr aussah?"

„Aber gewiß! Ich habe ihn mir lange genug ansehen können. Er war ziemlich groß, aber schlank, mit schwarzen Haaren und Bart. Ein hübscher Mann — das kann ich Ihnen sagen! Aber er schien mir nicht besonders vergnügt. Und ich möchte wohl wissen, was er gerade in West Down Beacon wollte — dem elenden Ort, wo es doch wirklich nicht das mindeste zu sehen gibt!"

„Nach West Down Beacon wollte er?" fragte der andere, scheinbar ganz gleichgültig. „So, so! Das liegt doch da unten bei — na, wie heißt doch das Nest noch?"

„Bei Littleham, meinen Sie. Ja, da liegt es. Ich habe ihm wenigstens gesagt, daß er nach dem Half-way House gehen soll, das ist ein leidlich anständiges Hotel. Er sagte, daß er da hinunter spazieren gehen wollte; na, wenn er wirklich auf die Klippen gegangen ist, holt er sich einen ordentlichen Schnupfen. Bei der Kälte!"

Kulicke war sicher, daß der Fremde, von dem das Mädchen sprach, Burkhardt gewesen sei. Aber warum war der junge Mann zum Frühstück hier in die elende Gastwirtschaft gegangen, anstatt im Hotel zu bleiben? Und was wollte er in West Down Beacon?

Kulicke hatte natürlich nichts von dem Ort gewußt, aber wenn das zutraf, was das Mädchen sagte, war es wirklich unbegreiflich, warum der junge Mann gerade dahin gegangen war.

Nun, es war ja nicht seine Aufgabe, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Jedenfalls aber mußte er es Bernardi sagen.

Er zahlte und begab sich nach dem Bahnhof. Der Fünf-Uhr-Zug aus Puldhu mußte sogleich eintreffen, und es war wahrscheinlich, daß Bernardi ihn benutzt hatte. — — —

Der Detektiv hatte, als er die niederschmetternden Antworten der Hafenbehörden erhielt, lange geschwankt, was er nun tun sollte. Schließlich telegraphierte er zurück, daß man, wenn eine Jacht dieses Namens eintreffen würde, sofort am Stern des Schiffes nach einer dort angebrachten Höllenmaschine suchen sollte. Er wußte sich keinen anderen Rat; selten wohl hatte er sich in einer verzwickteren Situation befunden.

Seine Aufgabe war es gewesen, die Jacht „Albion" zu retten und Burkhardt zu bewachen. Beide hatte er aus den Augen verloren — er war weder imstande, Hertha vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen, noch Burkhardt zu schützen.

Ein weiteres Verweilen in Poldhu war zwecklos. Da er nichts mehr für die Rettung des Schiffes tun konnte, wollte er sich wenigstens nach dem jungen Mann auf die Suche machen. Das letzte Telegramm Kulickes, die Amerikaner verharrten noch ruhig in der Holroyd-Straße, war ihm ein kleiner Trost gewesen. Vielleicht war seine Sorge bezüglich Burkhardts wirklich überflüssig gewesen.

Er ging von der Post nach dem Bahnhof zurück und nahm sich ein Billett nach Exmouth. Aus dem Fahrplan ersah er, daß der nächste Zug, den er benutzen konnte, um fünf Uhr in Exmouth eintraf; bis dahin konnte leider schon vieles geschehen sein.

Zur Erinnerung an die Mainzer Pulver-Explosion vor 50 Jahren.

Am 18. November 1857 ging dem in Berlin weilenden Gouverneur der Festung Mainz, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, nachmaligen Kaiser Wilhelm 1., von dem Vize-Gouverneur, General von Bonin, folgendes Telegramm zu: „Heute nachmittag 5 Minuten vor 3 Uhr sprang das Pulver-Magazin im Fort Martin, in der Nähe des Gautores, mit 200 Zentner Pulver in die Luft. Viele Menschenleben sind verloren gegangen, der Kästrich und die Gaugasse gänzlich zerstört, die Gefahr ist noch nicht vorbei, brennende Granaten steigen noch von Zeit zu Zeit aus dem Magazin in die Luft. Zwei Magazine daneben, an der Eisgrube und Bonifatio, sind zumteil abgedeckt und mit Pulver bis unter das Dach gefüllt." Diese knappe amtliche Meldung gab Kunde von einer Katastrophe, die zu den schwersten des 19. Jahrhunderts gehörte; in Preußen wie in Oesterreich war die Teilnahme gleich groß. Es bereitete Schwierigkeiten, die Zahl der Toten festzustellen. Eine wahrhaft dramatische Schilderung des Unheils hat ein Zeuge, der Mainzer Dichter und Historiker Alfred Börckel gegeben. Er erzählt in seinen „Geschildern", wie die in die Stadt fliegenden Steine — einer, der 13 Zentner wog, flog weithin — die Dächer der Häuser zerschmetterten. Fürchterliche Schreckensszenen spielten sich auf dem zumeist von ärmeren Leuten bewohnten oberen Kästrich ab; ebenso in der Gaugasse usw. Alles ein einziger Trümmerhaufen, unter dem die Menschen begraben lagen: „Herzzerreißendes Geschrei und Gestöhne drang herauf, während oben gräßlich verstümmelte, zuckende Körper umherlagen, deren Blut über den Schutt floß. Dabei suchten Mutter händeringend nach ihren Kindern, jammerten Kinder nach ihren Eltern, schleppten Soldaten und Bürger Verwundete hinweg und rasselte die Feuerwehr mit ihren Spritzen vorbei. Es waren unauslöschlich der Erinnerung sich einprägende Szenen voll Todesangst und Verzweiflung. . . In der Augustinerstraße riß ein Stein einem Kinde den Kopf, vor dem Kaffee de Mayence ein anderer einem Schauspieler ein Bein ab. Auch am Linsenberge fanden mehrere Spaziergänger in diesem Steinregen den Tod. Unter den zusammenstürzenden Häusern fanden viele ein plötzliches Ende; Kinder wurden in der Wiege, Frauen am Kaffeetische getötet." — Bis nach Württemberg erzitterte der Boden. Schreckliche Opfer wurden unter dem Militär — das bekanntlich in Mainz bis 1866 aus preußischen und österreichischen Truppen bestand — festgestellt. Die preußische Wachmannschaft am Gautor wurde bis auf wenige Mann getötet. Im ganzen verloren die Preußen 80, die Oesterreicher 36 Mann. Von Zivilbewohnern der Stadt erlitten 37 den Tod. Die Zahl der leicht Verletzten betrug Tausende. Der materielle Schaden konnte erst nach geraumer Zeit ermittelt werden. Er war groß; denn 57 Gebäude hatte die Explosion völlig weggefegt, 64 teilweise. In allen Landen regte sich die private und amtliche Hilfe. Prinz Wilhelm von Preußen bewilligte sofort 10 000 Taler, Kaiser Franz Josef von Oesterreich 20 000 Gulden, der Deutsche Bund 160 000 Gulden, alles in allem kamen zur Linderung des Elends über 800 000 Gulden ein. Aber von wem war die Katastrophe herbeigeführt worden? Von einem zweifellos Wahnsinnigen! Die Untersuchung ergab, daß der österreichische Korporal Wimmer sich heimlich die Schlüssel zu dem Pulverturm verschafft hatte und von der preußischen Schildwache — die natürlich gleich Wimmer getötet würde — fahrlässigerweise nicht am Eintritt verhindert worden war.

Mord.

Wie wir bereits in der Samstags-Nummer mitteilten, ist in der Nacht zum Samstag der Landwirt Wilhelm Hamm zu Flandersbach, Gemeinde Wülfrath, in seinem Hause ermordet worden. Nach einer Mitteilung der Polizeiverwaltung hat der einstweilen unermittelte Täter an der Tatstelle folgende Sachen zurückgelassen: 1. Ein dunkles, fast schwarzes, noch ziemlich gutes Jacket, an dessen Aufhänger folgendes Firmenzeichen auf schwarzem Grund mit roter Stickerei eingenäht ist:

Gustav Carsch u. Co.
Eigene Anfertigung.

Die Rückenlänge des Jackets beträgt 81 Zentimeter, die Kragenlänge, von Spitze zu Spitze gemessen, 65 Ztm., die Aermellänge von der Armnaht bis zur Hand 66 Ztm.; der Rock ist einreihig, unten vorn leicht abgerundet und hat vier Hornknöpfe. In den Taschen des Jackets wurden folgende Gegenstände gefunden: a. eine Einlaßkarte Nr. 367 aus grünem Papier für das Konzerthaus in Essen; b. ein unechter Fingerring von gelbem Metall mit tiefgefaßtem, kristallartigen Stein. Der Ring hat eine Weite von 2,4 Ztm.; c. eine 10 Ztm. lange und 2,5 Ztm. breite Taschenbürste mit weißen, schmutzigen Borsten; auf der Rückenseite der Bürste befindet sich ein weißschwarzer Rand, in dem früher ein Spiegel eingelassen zu sein scheint; d. ein Messer, anscheinend Anstreicherkittmesser, welches Blutspuren zeigt. Dasselbe ist im ganzen 20 Zentimeter lang. Die Länge des hölzernen Griffes beträgt 10½ Ztm., die Länge der Klinge 9½ Ztm. Die nach vorn spitz verlaufende Klinge ist am Heft 2½ Ztm. breit und trägt folgenden Stempel:

F. W. Blümacher.

2. Ein weißes, gestärktes, mit Blut besudeltes Vorhemd, dessen Halsweite 38 Ztm. beträgt, und in dem ein Kragenknopf mit weißlicher Metallspitze steckt. Dasselbe trägt die Bezeichnung

921 38—15

3. Ein Vorhemdkragen, gezeichnet:
Leinen 4 Fach. 47 Brindisi D 39.
Die Halsweite des Kragens ist 39 Ztm., die Höhe 3 Ztm. und derselbe hat umgeklappte Spitzen. 4. Ein fast neuer, steifer, runder, schwarzer Filzhut von 56½ Ztm. Kopfweite, ohne Futter, mit hellbraunem Schweißleder. Im Kopfteil des Hutes ist ein Schild aus Silberpapier eingeklebt, in dessen Mitte ein Widder gezeichnet ist, darunter ein Stern in 3 spitzigem Felde, mit der Schildumschrift: „
„Chapellerie universelle".
5. Ein brauner Krückenstock aus Eichenholz mit grauweißen Farbflecken und abgenutzter Eisenspitze. 6. Ein schwarzlackiertes Blechfarbkästchen mit 6 gebrauchten Wasser-Farbsteinchen, 11 Ztm. lang und 7,45 Ztm. breit. Auf den drei abgeteilten Feldern des äußeren Deckels des Farbkästchens befinden sich die Buchstaben

L T R

welche durch Einkratzen in den schwarzen Lack hergestellt sind. Der Täter muß mit der Oertlichkeit näher bekannt gewesen sein. Es wird gebeten, Ermittelungen nach der Persönlichkeit des Mörders anzustellen und sachdienliche Mitteilungen schleunigst der Königl. Staatsanwaltschaft zu Elberfeld zukommen zu lassen.

Die Tragödie eines amerikanischen Gelehrten.

Das tragische Ende eines amerikanischen Gelehrten, des Professors an der Columbia-Universität in Newyork, Ducran Marcus Underwood, der als der beste Kenner der Flora des amerikanischen Kontinents einen Weltruf genoß, hat in weiten Kreisen starke Erregung hervorgerufen. Der Gelehrte, der seit einiger Zeit botanische Studien in Bronx-Park betrieb, hatte nach der regelmäßigen Absolvierung seiner Vorlesungen am Sonnabend abend mit dem Direktor des Botanischen Gartens von Bronx-Park noch gegessen und in keinerlei Weise ein irgend wie auffälliges Wesen gezeigt. Dann war er nach seiner in einem Vorort gelegenen Villa gefahren. Zu Hause aber kam plötzlich ein Wahnsinnsanfall zum Ausbruch. Seine Gattin sah, wie er plötzlich mit irrem Blick ein langes Messer von der Tafel nahm, wortlos, die Klinge über seinem Kopfe schwingend, vom Stuhl aufsprang und sich auf sie stürzte. Sie schrie entsetzt auf, aber in plötzlicher Tobsucht schäumend, packte er sie am Arm und stieß mit dem Messer nach ihrem Hals. Sie stürzte zu Boden und der Wahnsinnige rannte nun auf sein vor Schrecken zitterndes Töchterchen zu und versuchte, ihr die Waffe ins Herz zu bohren. Unterdessen hatte sich die betäubte Mrs. Underwood wieder ein wenig erholt, sie fiel ihrem Mann in den Arm und wandte noch zur rechten Zeit den tötlichen Streich ab. Die Tochter machte sich in verzweifelter Anstrengung von dem Rasenden los und jetzt stieß sich der



Die neueste Sensation ist der Hydroplan, das fliegende Schiff des Franzosen Le Cas, das sich mit einer Geschwindigkeit von 40 Meilen in der Stunde fortbewegt. Das Schiff dringt nicht tief in das Wasser ein, sondern gleitet über die Oberfläche fort, getrieben durch einen achtcylindrigen Antoinette-Motor, der 50 Pferdestärken entwickelt. Das Schiffchen, das den Namen „Richchet" führt, hat seine Probefahrten auf der Seine absolviert und, eine Wendung eingerechnet, in drei Minuten zwei Meilen zurückgelegt, eine Geschwindigkeit, die zur Zeit unerhört und eine Revolution im Schiffsbau herbeizuführen geeignet ist.

Die Rückreise wurde ihm fast noch qualvoller als die Hinfahrt. Er war ganz allein im Coupé, in dem er in ungeduldiger Erregung auf und nieder schritt.

Auf die Minute pünktlich lief der Zug in den Bahnhof von Exmouth ein. Als er die Sperre passiert hatte, bemerkte er Kulicke, der eilig auf ihn zukam.

So wie er das Gesicht des alten Mannes erkennen konnte, wußte er, daß etwas Unangenehmes geschehen sei.

Er begrüßte ihn kurz und fragte hastig, wie es mit den Amerikanern sei und weshalb er nicht mehr über sie wache. Sehr kleinlaut gab der Alte zur Antwort:

„Sie haben mich überlistet, das Mädchen meine ich." Und er berichtete, was sich in der Holroyd-Straße und vor der Polizei-Station zugetragen hatte.

Bernardi mußte sich sagen, daß der Mann an seinem Mißgeschick ganz schuldlos war. Er hatte nur nach seinen eigenen Instruktionen gehandelt, und der Detektiv war nicht berechtigt, ihm Vorwürfe zu machen.

Er drückte das dem andern auch aus, während sie zusammen vom Bahnhof nach dem Hafen gingen. Die Nachricht hatte ihn jedoch noch mehr verstimmt; durch das Benehmen der Amerikaner war sein Glaube, Burkhardt habe sich nach London begeben, vollständig erschüttert. Er war nun überzeugt, der junge Mann habe sich für die Rettung der „Albion" geopfert — zwecklos geopfert!

Und diese Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, als Kulicke nun sagte:

„Ich habe noch eine andere Nachricht. Der Herr, nach dem Sie mich heute morgen im Hotel schickten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach hier in Exmouth, oder vielmehr in der nächsten Nähe der Stadt."

Bernardi blieb stehen und packte ihn heftig am Arm.

„Was wissen Sie davon, Mann? — Um des Himmels willen, reden Sie — reden Sie schnell!"

Hastig berichtete Kulicke, was sich in der Wirtschaft zugetragen hatte. Bernardi trank die Worte förmlich von seinen Lippen, unterbrach ihn jedoch mit keinem Wort.

Als Kulicke seinen Bericht beendet, winkte der Detektiv einen Wagen heran.

„Nach dem Gebäude der Hafen-Direktion!" rief er dem Kutscher zu und stieg mit seinem Agenten schnell ein. Als das Gefährt sich in Bewegung gesetzt hatte, sagte er:

„Wir müssen zunächst dort hin, um wegen der Jacht „Albion" Erkundigungen einzuziehen. Außerdem müssen wir sie von der Gefahr benachrichtigen, die das Schiff bedroht. Ich habe zwar schon telegraphiert, das genügt jedoch noch nicht. — Dann aber müssen wir uns sofort nach West Down Beacon auf den Weg machen. Ich hoffe, daß wir nicht zu spät kommen."

Der Wagen fuhr jetzt . . . Kai entlang. Gedankenverloren blickte Bernardi auf die dunkle Wasserfläche des Hafens hinaus. Plötzlich aber riß er die Scheibe herunter und rief dem Kutscher ein „Halt" zu.

Er sprang auf das Pflaster hinaus, ehe der Mann seinem Befehl vollkommen nachgekommen war. Hastig winkte er dem verwunderten Kulicke, ihm zu folgen.

Und sogleich begriff der alte Mann, woher sich die Aufregung seines Brotherrn schrieb. Draußen auf der Reede lag ein Schiff, dessen Konturen noch deutlich zu erkennen waren. Und auch er erkannte an einer eigenartigen Verteilung der Lichter unschwer die Jacht „Albion."

Sie kamen in dem Augenblick bei der Landungstreppe an, als Hertha das Boot, in dem sie an Land gekommen war, verließ. Sie stieß einen Ruf des Erstaunens aus, da sie Bernardi erkannte. Zu langen Erklärungen war jedoch nicht Zeit. Sie schüttelten sich nur die Hände, dann fragte der Detektiv hastig:

„Sie haben die Höllenmaschine entdeckt und das Ding beseitigt — nicht wahr? — Sonst wäre es mir ja nicht vergönnt, Sie hier zu sehen."

Hertha nickte kurz.

„Ja — die Maschine liegt auf dem Meeresboden," erwiderte sie. „Wir verdanken das unserem wackeren Wolters und Kapitän Crawford. — Aber was macht mein Gatte? — Sie sind gekommen, von ihm zu erzählen — nicht wahr? Sie haben ihn gesehen? — Gebe Gott, daß Ihre Nachrichten gut sind!"

„Ja, ich habe ihn gesehen, freilich nicht heute," erwiderte der andere. Da er das Erbleichen der jungen Frau bemerkte, fügte er hastig hinzu:

„Aber wir brauchen uns um Ihren Gatten keine Sorgen zu machen. Ich weiß, wo er zu finden ist, und werde ihn sogleich aufsuchen."

„Das werden wir!" sagte Hertha fest. „Denn ich werde Sie natürlich begleiten."

Der Detektiv wollte Einwendungen machen. Als die junge Frau jedoch bei ihrem Vorsatze blieb, sagte er zögernd:

„Sie dürfen nicht vergessen, gnädige Frau, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist — —"

Hertha legte ihre Hand fest auf seinen Arm und schnitt ihm die Weiterrede ab.

„Sie wollen mich nicht kränken, nicht wahr?" sagte sie ruhig. „Dann bemühen Sie sich nicht weiter, mich zum Hierbleiben zu veranlassen. Denn gerade, weil ich weiß, daß Gefahr dabei ist, werde ich zu meinem Gatten gehen."

Sie waren während dieses Gespräches langsam bis zu dem Wagen gegangen, den Bernardi benutzt hatte. Der Detektiv sah ein, daß es in der Tat vergebliches Bemühen gewesen wäre, die junge Frau von ihrem Entschlusse abzubringen. So half er ihr denn beim Einsteigen, während Kulicke sich bescheiden auf den Bock schwang. Nachdem er den Kutscher angewiesen hatte, nach dem Bahnhof zu fahren, nahm er selbst drinnen Platz.

Hertha erzählte ihm nun, wie sie das Anbringen der Höllenmaschine entdeckt hatten. Er lauschte ihr mit großem Interesse; auf alle Fragen jedoch, die sich auf ihren Gatten bezogen, gab er nur ausweichende Antworten.

„Was ist denn eigentlich mit den Marconi-Apparaten auf dem Schiff?" fragte er schließlich. „Sind sie vielleicht nicht in Ordnung?"

„Sie sind vollständig zerstört. Aber wie kommen Sie darauf?" gab Hertha erstaunt zurück. Sie begriff nicht, woher er von Randows Tat Kenntnis haben konnte.

Er erklärte ihr kurz, wie er zu der Frage käme, verschwieg aber, daß Burkhardt bei den Amerikanern gewesen sei. Das hätte die junge Frau nur noch mehr ängstigen müssen.

„Wie aber sind die Apparate zerstört worden?" fragte er schließlich.

„Durch den Freiherrn von Randow. In der Annahme, daß es mein Gatte sei, den ich an Bord genommen, ließ ich den Irren ja zuerst frei. Am nächsten Morgen, als ich ein wenig auf Deck gegangen war, kam er herauf und wollte sich auf mich stürzen. Ich entrann ihm mit genauer Not und flüchtete in das Kartenzimmer, wo sich die Apparate befanden. Er lief hinter mir her; es gelang mir, aus der anderen Seite der Kabine zu entkommen und die Tür hinter mir zu verriegeln. Aus Wut zerstörte er dann alles, was er in der Kabine fand."

„Und jetzt? — Wo befindet er sich jetzt?"

„Er ist mir entflohen." Sie erzählte ihm, was sich mit dem Freiherrn zugetragen hatte.

„Kapitän Crawford beauftragt die Hafenbehörde, nach ihm zu fahnden," schloß sie ihren Bericht. „Ich wußte nichts anderes zu tun."

Bernardi wiegte zweifelnd den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß er hierher nach Exmouth kommen wird," meinte er. „So schlau ist der Bursche schon, daß er weiß, wie es ihm hier ergeht. Nein, er wird jedenfalls irgendwo an der Küste zu landen suchen."

Es war sechs Uhr, als sie den Bahnhof erreichten. Dort erfuhren sie zu ihrer großen Enttäuschung, daß der Zug nach Littleham soeben abgegangen sei.

„Wollen die Herrschaften nach dem Orte selbst?" fragte der höfliche Beamte. Und als ihm Bernardi West Down Beacon nannte, fuhr er fort:

„Wenn Sie sich einen Wagen nehmen, sind Sie in der gleichen Zeit dort, als benützten Sie die Eisenbahn. Es ist ein Lokalzug, der große Umwege macht und volle vier Stunden bis

Professor, mit irrem Auge die blutüberströmte Frau betrachtend, das Messer zweimal in den eigenen Nacken. Dann fiel die Klinge klirrend auf den Boden und der Unglückliche stürzte tot zusammen, neben seiner Gattin, die ebenfalls wieder die Besinnung verloren hatte. Die Tochter schrie um Hilfe, Aerzte eilten herbei und brachten Mrs. Underwood ins Hospital, wo sie jetzt in sehr gefährlichem Zustande liegt. Der Professor selbst war tot. Ein eigentlicher Grund für den jähen Ausbruch der Krankheit und für die entsetzliche Tat läßt sich nicht angeben. Man nimmt an, daß die finanzielle Krisis in Amerika, von der auch Underwood sein Vermögen bedroht glaubte, ihn in nervöse Erregung versetzt hat. Seine gütig liebenswürdige Art, sein unbeirrbar klarer Verstand, die ihm die herzliche Neigung seiner Kollegen und Schüler erworben hatten, lassen den Kontrast seines furchtbaren Endes besonders schrecklich erscheinen.

Wie man unschuldig nach Sibirien kommen kann.

In den kürzlich erschienenen Erinnerungen des ehemaligen amerikanischen Botschafters Andrew White findet sich die folgende sehr interessante Episode:

Eine für russische Verhältnisse außerordentlich charakteristische selbsterlebte Geschichte erzählte einmal der deutsche Botschafter Graf Münster seinem amerikanischen Kollegen aus der Zeit, da er hannoverscher Gesandter in Petersburg gewesen war. Er erhielt damals eines Tages einen Brief von einem Göttinger Professor, worin dieser ihm die Mitteilung machte, daß ein junger deutscher Gelehrter, der zu wissenschaftlichen Zwecken Rußland bereist habe, ohne irgendwelche Ursache mit Sträflingen nach Sibirien transportiert worden sei; auf einem friedlichen Botanisierungsausflug wäre er einfach von einem Polizeioffizier aufgegriffen und einem Transport von Verbannten eingereiht worden, um die Lücke eines entflohenen Gefangenen auszufüllen. Graf Münster steckte den Brief in die Tasche, er wollte bei der ersten günstigen Gelegenheit den passendsten Gebrauch davon machen.

Ein oder zwei Tage darauf begegnete er auf einem Spaziergange Kaiser Alexander 2., der sich ihm zum gemeinschaftlichen Weiterpromenieren anschloß. Nachdem der Zar aus seinem Munde die Geschichte von dem jungen Deutschen gehört und den Brief des Göttinger Professors, den Graf Münster ihm überreichte, auf einer Bank an der Promenade gelesen hatte, sagte er: „So etwas kann sich auch nur in Rußland ereignen." Noch an demselben Tage sandte Alexander 2. einige Polizisten nach Sibirien mit dem Befehl, den widerrechtlich in die Verbannung Geschleppten ausfindig zu machen und nach Petersburg zurückzubringen. Am folgenden Morgen begab Münster sich nach dem Auswärtigen Amt, um dort mit dem Fürsten Gortschakow laufende Angelegenheiten zu besprechen. Dieser kam ihm mit allen Zeichen großer Entrüstung entgegen und fragte ihn, kraft welchen Rechtes er mit dem Kaiser direkt verhandle; es komme ihm nicht zu, dem Monarchen persönlich einen Brief zu übergeben, das müsse durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes geschehen. Der Gesandte ließ sich durch die bitteren Vorwürfe des russischen Reichskanzlers nicht verblüffen, sondern entgegnete gelassen, er habe dem Kaiser den Brief auf seinen besonderen Wunsch überreicht und das Schreiben ihm, dem Fürsten, deshalb vorenthalten, weil er wohl gewußt, daß es dann niemals in die Hände des Zaren gelangen werde. Uebrigens sei er schon weit genug gegangen, indem er ihn überhaupt einer Antwort gewürdigt, denn die Sprache, die er sich erlaube, wäre zwischen Gentlemen nicht gebräuchlich. Gortschakow zog dann ganz andere Saiten auf und behandelte Münster seit jenem Zeitpunkte mit der gebührenden Hochachtung, die später sogar einen freundschaftlichen Charakter annahm.

Die Schicksalstragödie des deutschen Gelehrten hatte für diesen ein erfreuliches Nachspiel. Nachdem die vom Zaren ausgesandten Polizeibeamten ihn nach langem Suchen entdeckt und nach Petersburg gebracht, wurde er von Alexander 2. in besonderer Audienz sehr gnädig empfangen und erhielt von ihm als Entschädigung für das mit so vielen Beschwerden und Demütigungen verknüpfte Unrecht, das ihm widerfahren, 20 000 Rubel. Indem er dem Gesandten seine Abenteuer ezählte, gab er zu, daß er nicht gerade schlecht behandelt worden sei, daß man ihm in Sibirien ein hübsches Häuschen angewiesen und für seine wissenschaftlichen Studien völlige Freiheit gelassen habe.

Allerlei.

Der Kaiser als Schütze. Gelegentlich der großen Jagden, die König Eduard zu Ehren seines kaiserlichen Gastes im Park von Windsor veranstaltet hat, beleuchten ausländische Blätter die Jagdleidenschaft unseres Kaisers und rühmen seine Kunstfertigkeit im Schießen. Ein Pariser Blatt bringt über das erwähnte Thema einige Anekdoten. Es schreibt: Eines Tages begab sich der Kaiser mit dem Baron Heinze zur Jagd, als er plötzlich auf einer Lichtung ein altes Wildschwein in drohender Haltung bemerkte. Der Kaiser wandte sich an den Baron mit der Frage, in welches Auge er das Tier treffen solle. „In das linke, Majestät," war die Antwort. Der Kaiser nahm die Flinte an die Schulter, ein Schuß krachte, und wie vom Blitz getroffen stürzte das Wild zu Boden. Die Kugel des kaiserlichen Schützen saß mitten im linken Auge. Beim Weitergehen kamen die beiden Jäger an ein einsames Wirtshaus, auf dessen Schild das Wort „Drachen" prangte. Der Kaiser fragte den Baron, welche Buchstaben des Schildes er treffen solle. „Erst das „D" und dann das „H", Majestät," bat der Baron. Nach einem Moment des Zielens krachten zwei Schüsse wie einer, und beim Näherkommen zeigte es sich, daß beide Kugeln an der gewünschten Stelle eingeschlagen hatten.

Die erste russische Studentin hat die Berliner Universität bezogen und widmet sich der deutschen und englischen Literaturgeschichte. Die Dame, die erst 17 Jahre alt ist, ist die Tochter eines verstorbenen chinesischen Arztes. Ihre Aufnahme an der Universität verdankt sie dem chinesischen Gesandten.

König Friedrich August und seine Tochter. Aus Brixen in Tirol wird gemeldet, daß der nach Beendigung seines Jagdaufenthalts im Oesterreichischen heimreisende König von Sachsen am Dienstag dort eintreffen werde, um seine jüngste Tochter Monika zu besuchen. Wie bekannt, befindet sich die Prinzessin auf dem Schlosse des sächsischen Kammerherrn v. Schönberg.

Ein vierzehnfacher Lebensretter ertrunken. Ein tragisches Geschick hat einen heldenmütigen Mann ereilt. Der Darchauer Fährknecht, unter dem Namen „Swede-Johann" weit bekannt, ist in der Elbe bei Bleckede in Hannover ertrunken. Hoch klang das Lied des braven Mannes, als er während des Hochwassers im Jahre 1888 vierzehn Menschen vom Tode des Ertrinken rettete.

Eine praktische Witwe. Aus Graz wird den „M. N. N." folgendes nette Geschichtchen mitgeteilt: Eine den besten Ständen angehörige Frau lebte viele Jahre glücklich mit ihrem freigewählten Manne, dem sie sogar durch manches Krankheitsjahr eine sorgsame Pflegerin war. Der Mann starb, die junge Witwe setzte ihrem „Unvergeßlichen" einen schönen Leichenstein auf dem St. Leonhard-Friedhofe — und heiratete in kurzer Frist zum zweiten Male. Auch dieser Mann starb unerwartet früh. Die zum zweiten Male Witwe gewordene Frau ließ nun den schönen Leichenstein vom Grabe ihres ersten Gatten holen, ihn abschleifen und, mit neuer „unvergeßlicher" Inschrift versehen, am Grabe des zweiten, „leider viel zu früh verstorbenen" Gatten aufstellen. Ob wohl der Leichenstein noch einmal als „Gabe treuer Erinnerung" wandern wird?

Die Schulden einer Prinzessin. Prinzessin Luise von Belgien (früher Koburg) hat, um den Zwangsverkauf der hinterlassenen Schmuckstücke der Königin (ihrer Mutter) zu verhindern, den Gläubigern 200 000 Franks angeboten. Die Gläubiger bestehen aber auf Zahlung des Schätzungswertes von 240 000 Franks, sodaß die für den 22. November angesetzte Versteigerung wahrscheinlich stattfinden wird. Das österreichische Gut der Prinzessin wurde bereits versteigert.

In Oestersund in Schweden sind vier Personen, die einen auf dem Eise eingebrochenen Knaben retten wollten, mit diesem gemeinsam ertrunken.

Die Tat eines Wahnsinnigen. Aus Neapel wird berichtet: Ein hier aus Newyork ankommendes Schiff machte beim Hafenkommandanten Meldung über folgenden Vorfall. Ein Italiener aus den Abruzzen, Liborio Descrestofero, der sich auf dem Schiffe befand, bekam vor einigen Tagen einen Tobsuchtsanfall und wurde deswegen in eine Kabine eingeschlossen. Ein gewisser Leonardo Rizzo aus Kalabrien wurde wegen einer Prügelei mit den Matrosen in die gleiche Kabine eingeschlossen. Als man die Kabine am andern Tage öffnete, bot sich ein schauderhafter Anblick dar: der unglückliche Rizzo lag, von fünf Revolverschüssen durchbohrt, am Boden, während der Tobsüchtige stumpfsinnig, den Revolver noch in der Faust, bei der Leiche hockte. Da die vorhergehende Nacht sehr stürmisch war, so hatte niemand auf dem Schiffe den Knall der Schüsse vernommen. Wie sich das nächtliche Drama abspielte, ist unerklärlich, da aus dem Verrückten kein Wort herauszubekommen ist.

Die geplagte Millionärin. Die durch ihre wohltätigen Stiftungen bekannte Mrs. Russell Sage, die Witwe des reichen amerikanischen Philanthropen, führt bittere Klage über die Folgen ihres Reichtums. Seit Wochen ist sie in ihrem Landhaus in Long Island buchstäblich zum Hausarrest verdammt; die zudringlichen Bittsteller kennen weder Rücksicht noch Erbarmen. Eine ganze Reihe von kleinen Hütten umgeben vorpostenartig den Landsitz der Philanthropin, hier walten besondere Wächter ihres Amtes. Aber alle Maßnahmen sind fruchtlos, Wächter, Hunde, Diener und Polizei reichen nicht aus, um den Scharfsinn der Zudringlichen zu täuschen und in den letzten Wochen konnte Mrs. Sage ihr Haus nicht mehr verlassen, ohne unangenehme Zwischenfälle zu erleben. Die Plage geht so weit, daß sie selbst der Einweihung der von ihr gestifteten Emma Williards School in Troy nicht beiwohnen konnte; am Tage vorher wollte sie resolut ihren unfreiwilligen Arrest brechen, sie ging entschlossen in den Garten und dabei kam es sofort zu einem Zusammentreffen mit einer etwas gar zu leidenschaftlichen Bittstellerin, so daß Mrs. Sage eiligst wieder heimkehrte und ihren Besuch in Troy absagte. „Wir Reichen sind die best Unterdrückten," klagte sie ihrem Sekretär, „und das Schlimmste ist: es scheint, dagegen gibt es kein Mittel."

Littleham braucht. Von dort hätten Sie auch noch etwas zu gehen, und mit dem Wagen sind Sie auch in fünf Stunden bei den Klippen."

Nun trat Kulicke vor und fragte, wie weit es wohl bis zum Half-way House wäre. Der Beamte sann einen Augenblick nach, dann erwiderte er:

Wenn ich mich recht erinnere, muß das auf dem halben Wege zwischen Littleham und West Down Beacon sein. Bis dahin brauchen Sie etwa vier Stunden."

Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als dem Rate des Mannes zu folgen und mit dem Wagen nach dem Half-way House zu fahren. Denn der nächste Zug nach Littleham ging erst um neun Uhr, kam also für sie nicht in Betracht.

Die Fahrt gestaltete sich so ungemütlich wie möglich. Die Straße war schlecht beleuchtet und führte zudem häufig bedenklich nahe am Rande der Klippen hin. Die Kälte ließ sie bis ins Mark erschauern, und besonders der arme Kulicke, der sich wieder auf den Bock geschwungen hatte, litt unbeschreiblich. Als Bernardi einmal die Scheibe herunterließ, um den Rest seiner Zigarre fortzuwerfen, hörte er ihn auf dem Bock ächzen und stöhnen und rief den armen Kerl, der ganz durchfroren war, nun natürlich herein.

Noch zweistündigem Fahren kamen sie durch den Ort, in dem Burkhardt den Brief an seine Frau aufgegeben hatte. Und endlich, nach einer weiteren Stunde, blinkten die Lichter des Half-way Houses vor ihnen auf.

Es war zehn Uhr geworden. Bernardi bat Hertha, noch so lange im Wagen zu bleiben, bis er drinnen Erkundigungen eingezogen hatte.

Er ging in das Haus und in die Gaststube, die voller Matrosen und Fischer war. Diensteifrig kam der Wirt auf ihn zu und fragte nach seinem Begehr.

Er suchte den Ton seiner Stimme möglichst ruhig zu machen, während er fragte:

„Ich erwartete hier einen Herrn Burkhardt zu finden. Ist der Herr nicht anwesend?"

Der Mann zog die Achseln hoch und machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Burkhardt — Burkhardt — nicht daß ich wüßte! Der Name ist mir ganz fremd. — Aber halt! Meinen Sie vielleicht einen Herrn mit schwarzem Haar, groß stattlich —"

„Ja, ja!" fiel ihm der Detektiv, der seine Ungeduld nicht mehr meistern konnte, in die Rede. „Wo ist der Herr?"

„Wo er ist, kann ich Ihnen leider nicht sagen. Er war hier, in der Gaststube, und zwar mehrmals am Tage. Dann aber ging er fort, und ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen."

Die Antwort des Mannes setzte Bernardi in Schrecken. Sollten sie doch zu spät gekommen sein?

Er bezwang sich, um den Wirt, der ihn mit neugierigen Augen betrachtete, seine Bestürzung nicht merken zu lassen.

„Kann ich bei Ihnen vielleicht ein Zimmer haben?" fragte er. „Wir wollen nicht die Nacht über bleiben, ich werde es Ihnen aber gut bezahlen."

„Gewiß, gewiß!" erwiderte der Mann eifrig. „Im ersten Stock ist ein Zimmer frei — die anderen sind noch nicht eingerichtet, und das untere ist besetzt. Wenn Sie sich mit hinauf bemühen wollen, werde ich es Ihnen zeigen."

„Gut! — Und lassen Sie, bitte, ein Abendessen für zwei Personen hinaufbringen. — Wo liegen die Klippen von West Down Beacon?"

Der Mann betrachtete den seltsamen Fragesteller sehr verdutzt.

„Die Straße, die am Hotel vorübergeht, führt bis zum Flaggenmast, der auf diesen Klippen steht," antwortete er. „Aber Sie wollen doch nicht jetzt, mitten in der Nacht — —"

Der Detektiv schnitt ihm die Weiterrede ab.

„Nichts will ich! — Draußen wartet in einem Wagen eine Dame. Schicken Sie gefälligst jemanden hinaus und führen Sie die Dame und den Herrn, der bei ihr ist, auf das Zimmer, das Sie mir reservieren wollen. Und bestellen Sie ihr, ich käme sogleich zurück."

Der Mann hatte, sowie von einer Dame die Rede war, ein pfiffig schmunzelndes Gesicht gemacht, um das sich Bernardi indessen nicht im mindesten kümmerte. Er fragte vielmehr:

„Hat das Haus noch einen anderen Ausgang, als den nach der Straße?"

Er wollte es vermeiden, Hertha zu begegnen. Denn wenn er jetzt ging, um Wolfgang Burkhardt zu suchen, durfte sie ihn auf keinen Fall begleiten.

„Jawohl!" antwortete der Wirt. Nachdem er einem Kellner den Auftrag gegeben hatte, die Dame im Wagen zu benachrichtigen, führte er Bernardi über einen schmalen Gang zum Hause hinaus.

„Sie müssen dort um die Ecke herumgehen, so kommen Sie wieder auf die Straße," sagte er. Und aus eigenem Antriebe fügte er hinzu:

„Sie können sich darauf verlassen — ich werde Ihrer Frau Gemahlin nicht mitteilen, wohin Sie gegangen sind!"

Wäre die Situation nicht gar zu ernst gewesen, hätte Bernardi sich wohl versucht gefühlt, über den pfiffigen Wirt zu lachen. So aber schritt er in die Dunkelheit hinaus, während seine Gedanken sich nur mit dem unglücklichen Manne beschäftigten, den er in blühender Lebenskraft verlassen, nun aber vielleicht als Leiche wiederfinden würde.

Der Wirt blickte ihm kopfschüttelnd nach; und wie er sich langsam in das Haus zurückwandte, murmelte er vor sich hin

„Das scheint eine richtige Ehe-Tragödie zu sein! — Na, wenn für mich was Ordentliches dabei abfällt — meinetwegen!"

38. Kapitel.

Langsam war Wolfgang Burkhardt bis zum Rande des Gebüsches gegangen. In dem Augenblick jedoch, da er aus dem schützenden Schatten hervortreten wollte, ließ eine überraschende Wahrnehmung ihn seinen Schritt hemmen.

Der Mann, den er zuerst gesehen und für Boules gehalten hatte, stand noch immer unbeweglich an der gleichen Stelle. Kaum zwanzig Schritt von ihm entfernt jedoch gewahrte Burkhardt — zwei andere Gestalten.

Nicht lange sollte er darüber im Zweifel sein, wer der dritte war. Der Schein einer Laterne fiel plötzlich auf den einzelnen Mann, der geblendet das Gesicht abwandte — deutlich konnte Burkhardt seine Züge erkennen. —

Der dort stand, war Paul von Randow.

Es war nicht Zeit, sich lange darüber den Kopf zu zerbrechen, wie der Freiherr an diesen Ort kam. Denn ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, hörte er den langen Amerikaner sagen:

„Nein, Sie müssen mir in die Augen sehen, Randow — so — —. Jetzt schießen Sie, Fermor, schnell und sicher, wie wir es verabredet haben! — Los! —"

Der Freiherr antwortete mit einem irren Lachen. Aber er rührte sich nicht von der Stelle; er hatte ihn offenbar gar nicht verstanden.

Dann blitzte es in einem Gebüsche auf — der kurze, scharfe Knall eines Schusses unterbrach die nächtliche Stille, und dumpf und schwer schlug der Körper des Getroffenen auf den Boden auf.

So schnell hatte sich das alles abgespielt, daß es Burkhardt unmöglich war, irgend etwas zu verhindern. In dem Augenblick, als der Schuß fiel, hatte er zwar den dreien ein „Halt!" zugerufen. Aber es war von dem Knall übertönt worden, und niemand hatte es vernommen.

Von Entsetzen gelähmt sah er, wie Boules sich über den Gefallenen beugte, ihm mit der Laterne ins Gesicht leuchtete und nach seinem Herzen fühlte.

„Er ist tot," sagte er, sich wieder aufrichtend. „Aber er ist wie ein Mann gestorben. — Es ist schade um ihn."

„Ja, es ist schade um ihn," tönte es von Fermors Lippen zurück. Burkhardt fiel es auf, wie dumpf die Stimme des Amerikaners klang.

Boules hatte die Laterne auf den Boden gesetzt und den Erschossenen an den Schultern hochgehoben.

„Kommen Sie, wir müssen ihn da hinunter werfen," rief er seinem Gefährten zu und begann, den Leichnam nach dem Rande der Klippen zu zerren.

Aber von Fermor kam keine Antwort. Das Benehmen seines Spießgesellen mußte nun auch Boules befremden, denn er ließ von seiner grauenhaften Arbeit ab und blickte scharf nach dem Gebüsch hinüber.

„Haben Sie nicht gehört? — Ich brauche Ihre Hilfe," sagte er hart.

Da gellte in dem Gebüsch ein wildes Hohnlachen auf, das Burkhardt durch Mark und Bein ging.

„Wollen Sie mir etwa befehlen? — Da — — das ist meine Hilfe, verdammter Schleicher!"

(Schluß folgt.)

MAGGI's
Suppen
DIE BESTEN



1 Würfel für 2 Teller 10 Pfg.

Suche Abnehmer

in sämtlichen Sorten **Stroh**, rationiert und unrationiert, sowie in **Runkeln, Steckrüben, Möhren** und **Düngemittel.**

Gefl. Offert. unt. „Mettmann 10" bef. die Geschäftsst. d. Ztg

16 Meter Damenstoff

oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhält angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen Stricklumpen etc. an die Wollweberei C. Schütz, Lardenbach 86 Oberhesser sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

Für Wiederverkäufer

offerieren wir **grosse Vorräte**

Herren-Socken

zu **billigsten Preisen.**

Ein Posten ganz besonders preiswert ausgelegt.

Gebr. Wronker

neu eröffn. Engrosgeschäft in Kurz-, Baumwoll-, Galanteriewaren und Wäsche.

ESSEN,
25 Gänsemarkt 25.

Speziell für Wiederverkäufer. — Speziell für Wiederverkäufer.

Nur für Wiederverkäufer.



und

Billig — **gut!**

Liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal i. Sa. Nr. 697

Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb. geg. Nachnahme **Musik-Instrum. aller Art. Prachtkatalog,** 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 300 Abbild. an jedermann **umsonst. Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

Rollmops und Salzheringe,

je eine Dose zusammen 1 Postkolli frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**

Paul Schlicht,
Berlin - Rosenthal 2.

Rosfläuse

mit Brut vernichtet radikal Rademächers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hanne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Vertreter von leistungsfäh. Zigarren-Fabrik gesucht. **J. Stroof,** Aachen.

An die grosse Zahl

der Lungen-, Asthma-, Hals- und Brustleidenden, überhaupt an alle die an Katarrhen od. Verschleimung der Luftwege leiden, sende ich gern gratis und unentgeltlich ausführliche Mitteilung, welch sinnreiche Erfindung, wie nützlich, wie praktisch, wie einfach, wie gut und wie natürlich in seiner Anwendung mein Athmungsstuhl ist.
E. Weidemann, Liebenburg, Harz.



Für 10 ₰ 1/4 Paket

Kathreiner"

ausreichend für

20—25 Tassen!

Sie können 10 Pfennige nicht nutzbringender für Ihre **Gesundheit** und Ihr **Wohlbehagen** anlegen, Sie müssen aber darauf achten, daß Sie auch echten **„Kathreiner"** bekommen, dessen untrügliche Kennzeichen sind: Geschlossenes Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Unterschrift des Pfarrers Kneipp und der Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabriken.

Frisch gesalzenes Schweinestückenfleisch, (Suppen-Rücken, Backenstücke, Schnauzen, Ohren, fleischige Pfoten), feine Delikatesse, versendet in 10 Pfund Postkolli für nur Mk. 3.60. Bahnkübel enth. 25 u. 50 Pfd. pro Pfund 34 Pfg. ab hier unter Nachnahme. Nichtgefallendes retour. 9 Pfund Holsteiner Holländer Käse Mk. 3.20.

Heinrich Krogmann,
Nortorf i. Holstein 25.

Hienfong Essenz

beliebtes Hausmittel, für Wiederverkäufer extra stark, Dtzd. 2,50 M. „Starke Qualit." 1,80 M. Postpaket enthält 36 Flaschen. Posten billiger. Altbewährte Bezugsquelle Laboratorium
P. Seifert, Dittersbach No. 1A. bei Waldenburg (Schlesien).

Theater-Bühne

neu und billig, für **95 Mk.** abzugeben.

Anfragen erbittet die Geschäftsstelle dsr. Zeitung unter **W. E. 12.**

Flechten

näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

26 Stützen, Köchinnen, Mädchen u. Haushälterinnen suchen Stellung. **Althaus-Verlag** Duderstadt, Eichsfeld. Rückporto!

Zucht- und Legehühner



beste Eierleger, versend. gut u. billig
M. Becker,
Geflügelhof,
Weidenau (Sieg).
Telephon 679, Amt Siegen.
Preisliste gratis und franko.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794

Barmen,
Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Auf sof. od. 1. Dez. ein junges

Zweitmädchen

für Haushalt u. Geschäft gesucht. Frau **J. Voss,** Barmen-Wichlinghaus., Wichlinghauserstr. 91.

1 photograph. Apparat

ist mit allem Zubehör billigst zu kaufen
Wo, sagt die Geschäftsstelle.

50-60% Provision
oder
50 Mark Wochenlohn

erhält Jeder, der den Verkauf meiner weltberühmten Aluminiumschilder und Weihnachtsgeschenk-Artikel übernimmt. Branchekenntnisse nicht erforderlich. Vertretung wird auch als Nebenbeschäftigung abgegeben. Auskunft gratis und franko durch
L. Klöckner, Erbach (Westerwald)

Feuerversicherungs-
Agent wird gesucht. Hoher Nebenverdienst; Briefe nach Dortmund, postlag.

Elektro-Monteure

sofort gesucht. Bei auswärtigen Anlagen hohe Zulage.
Feodor Meyer,
Bochum, Albertstraße 22.

Ordentliches, treues

Dienstmädchen

gegen hohen Lohn gesucht.
Walt. Bergmann,
Barmen-Wichlinghausen.

Zum 1. Dezbr. ein besseres

Mädchen

für Ladengeschäft u. Haushalt gesucht Geh. **Krummenast,** Barmen, Emilienstr. 3.

Mädchen für kleinen Haushalt bei guter Behandlung gesucht. Frau **A. Voigt,** Barmen, Gewerbeschulstr. 124.

1891

also vor bereits 16 **Jahren** kam **Reeses Backpulver als eins der ersten** in den Handel. Die Fabrikation verfolgte doppeltes Ziel: Lieferung bester Qualitäten bei möglichst niedrigem Preise. Das Ziel ist erreicht. — In den 16 Jahren ist fortgesetzt an der Verbesserung u. Verfeinerung des Backpulvers gearbeitet. Heute steht **Reeses Backpulver** in Güte, Triebkraft, Haltbarkeit obenan, wird jetzt jahrelang nicht hart und ist von stets **sicherem Backerfolg.** Um Reeses Backpulver Eingang in allen Schichten der Bevölkerung zu verschaffen, mußte der Preis **niedrig** sein. Auch dieses Ziel hat die Reese Gesellschaft unter Berücksichtigung aller Fortschritte, durch Großbetrieb, Massenkonsum und bescheidenen Nutzen erreicht.

Reeses Backpulver hat reichlich Triebkraft für 1 Pfund Mehl, besitzt also dieselbe Triebkraft wie alle anderen 10 Pfg.-Fabrikate und kostet nur die Hälfte

also 5 Pfennig.

Der täglich steigende Konsum von Reeses **5** Pfg.-Backpulver bestätigt die Richtigkeit der Geschäftsgrundsätze:

Beste Qualität! — Niedrigste Preise!

Später in den Handel gebrachte Nachahmungen, die sogar das doppelte kosten, weise man zurück.

Reese Gesellschaft m. b. H., Hameln.

Keine Trunksucht mehr.

Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.

Kann in Kaffee, Thee, Bier, Wasser, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. **COZAPULVER** wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZAPULVER hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das berühmte **echte Cozapulver** besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, gratis eine Probe und ein Buch mit 1500 Dankschreiben. **Cozapulver** ist als ganz unschädlich garantiert. Korespondenz in deutsch.

(Althea 2,10; Aniseed of Coza 5,42; Baldrian 0,55; Bitterklee 0,13; Bicarbonate de soude 79,10; Cascarillebrinde 2,35; Cinnamon of Coza 4,68, Enzianwurzel 1,98; Rharb 0,44; Cozasüssholz 0,52; Acidum Tartaricum 0,29; Kalmus 1,4.)

COZA INSTITUTE 62, Chancery Lane, London 3029, (England,)

Porto für Briefe: 20 Pfg., für Postkarten: 10 Pfg.



kaufen Sie **vorteilhaft** bei

Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.

Verlangen Sie meinen Besuch!

Putze nur mit
Globus
Putzextract

Kein Waschmittel erhält die Wäschefaser kräftiger als

Niegedacht

darum gebrauchen Sie nur **Kampmann's Niegedacht.** Anwendung nach Belieben. Bei größter Reinigungswirkung höchste, überhaupt nur mögliche Schonung der Wäsche. Völlig gefahrlos im Gebrauch. Glänzendste Anerkennungen. Höchst prämiiert.

Karl Kampmann jr., G. m. b. H., Mülheim a. d. Ruhr. Abt. A: Größtes Spezialfabrikgeschäft der Welt in Patent-Walch- und Patent-Wring-Maschinen. Spezialität: Mangelmaschinen. Abt. B: Chemische Fabrik. Spezialität: Waschpulver „Niegedacht", flüssiger Metallputz „Niegedacht".

Pianos aus der Hof-Pianofabrik von **E. Hilger,** prämiiert mit goldenen Medaillen, unübertroffen an Tonschönheit, Güte u. Billigkeit, liefert gegen Bar und Raten von

20 Mark

an, nach allen Bahnstationen Deutschlands franko.

E. Hilger, Essen, Grabenstr. 109, Nähe Viehofer Platz.

Telephon 1689

Margarine!

Erstklassige, rheinische Margarine-Fabrik, deren Spezialmarken konkurrenzlos sind, sucht für **Hattingen** und nähere **Umgebung** einen bei der in Betracht kommenden Kundschaft bestens eingeführten, erfahrenen

Vertreter!

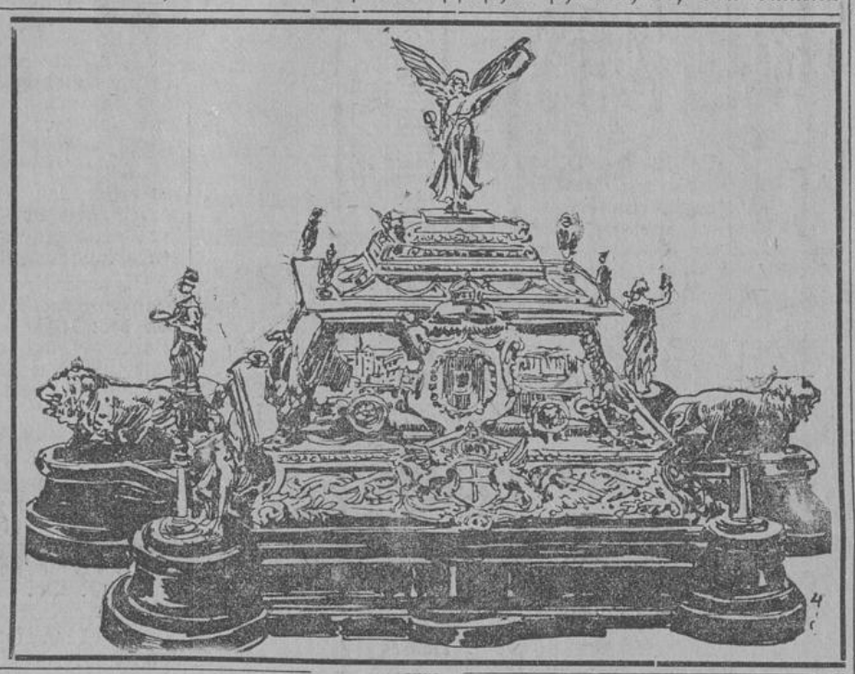
Schriftliche Angebote mit Angabe von Referenzen erbeten unter **K. T. 8191** an **Rudolf Mosse, Cöln.**

Beilage zu Nr. 47.

Allerlei von Kaiser Friedrich.

Die schlichte Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit Kaiser Friedrichs im persönlichen Verkehr gegen jedermann, ob hoch oder niedrig, alt oder jung, ist noch heute im deutschen Lande unvergessen. Ganz besonders die Kinder erfreuten sich der Zuneigung des Kaisers, welcher, wie selten jemand, in den Kinderseelen zu lesen verstand. So ist eine hübsche kleine Begebenheit von „Kronprinz Fritz" aus Eberswalde bekannt. Als einmal der damalige Kronprinz zur Jagd dort anwesend war, näherten sich den vor dem Jagdschlößchen versammelten Herrschaften mehrere Knaben. Einer von diesen, ein etwa 10jähriges Bürschchen, äußerte ziemlich laut zu seinem Kameraden, er möchte doch gern den Kronprinz sehen. Da drehte sich plötzlich der vor ihm stehende Herr herum und hielt dem Knaben, hinter ihn tretend, die Augen zu. Der Knabe, der glaubte, sein Schulkamerad mache sich mit ihm den bekannten Scherz, rief aus: „Bist Du es, Fritze?" Lachend ertönte eine Stimme hinter ihm: „Jawohl, mein Sohn, Du hast recht, der „Fritz" ist es," — es war der Kronprinz, der nun dem Knaben die Hand reichte und sich eine Weile in seiner leutseligen Weise mit ihm unterhielt, und ihn nach seinem Namen fragte. Der Knabe war der Sohn eines angesehenen Eberswalder Bürgers. Nach einigen Tagen erhielt der Vater des Knaben vom Hofmarschallamte des Kronprinzen einen Brief mit dem Bilde des hohen Herrn, auf dessen Rückseite der Kronprinz eigenhändig seinen Namen „Fritz" geschrieben hatte. Selbstredend wurde dies Bild in der Familie als Heiligtum aufbewahrt. — Gelegentlich eines Manövers durchfuhr Kronprinz Friedrich einen kleinen Ort in der Nähe Stettins, dort ließ er seinen Wagen von einem Schmiedemeister ausbessern. Der Kronprinz hatte soeben den Wagen mit seinen Begleitern, einigen älteren Offizieren, verlassen und stand im Begriff, sein einfaches Frühstück, aus einem Butterbrote bestehend, zu verzehren. Der kleine Sohn des Schmiedemeisters hatte sich bis in die unmittelbare Nähe des Kronprinzen herangedrängt, um ihn nach Kinderart ganz genau betrachten zu können. Plötzlich brach der Kronprinz sein Butterbrot auseinander und, dem Jungen einen Teil desselben reichend, strich er ihm mit den den Worten über den Kopf: „Da, Junge iß! Damit Du doch sagen kannst, Du hast einmal mit dem Kronprinzen gefrühstückt!" — Es war nach Ende des Manövers; der greise Kaiser Wilhelm hatte die Kritik abgehalten und die hohen und höchsten Offiziere zerstreuten sich langsam. Zwei biedere Sachsenhäuser betrachteten die glänzenden fremden Uniformen und fragten sich gegenseitig, wer wohl dieser oder jener Offizier sei. Der damalige Kronprinz Friedrich bemerkte dies und redete die beiden Sachsenhäuser, ihre Sprache nachahmend, an: „Gelle, Ihr wollt gern wisse, wer die Leut all sinn?" und ehe dieselben noch geantwortet hatten, fuhr er fort: „Der Ulanenoffizier ist der König von Spanien, der dicke Husar ist der König von Serbien, der blaue Dragoner ist der König von Sachsen, der die Franzosen bei Gravelotte und bei St. Privat so fürchterlich geschlagen hat, — der junge Major aber, der dort fortreitet, ist mein Sohn." Sprachlos sahen die so schnell Belehrten den Kronprinzen an; dieser aber sagte weiter: „Ja, nun wollt Ihr auch wissen, wer ich bin? — Na, eigentlich solltet Ihr mich kennen; ich bin Euer Kronprinz!" — sprachs und ritt lächelnd und munter aus seinem Pfeifchen schmauchend, von dannen.

Die Ehrengabe der Stadt London an den deutschen Kaiser.



Der feierliche Empfang, den die Stadt London dem deutschen Kaiser in ihrer Guildhall bereitete, gipfelte in der Ueberreichung der prächtigen Kassette mit der Huldigungsadresse. Die Kassette, die aus 18 karätigem Golde besteht, ist reich mit den köstlichsten Edelsteinen geschmückt. Unter der das ganze krönenden Figur, die Handel und nationalen Ruhm durch Merkurstab und Lorbeerkranz verkörpert, steht der Gruß: „Welkome". Die Kassette trägt vorn das deutsche Kaiserwappen mit der deutschen Umschrift „Gott mit uns" und die Initialen des Kaisers und der Kaiserin, über denen in kleinen Medaillons sich die Bilder der Guildhall und des Mansion-House, der Amtswohnung des Lordmayors befinden.

Kameradschaft.

Was Kameradschaft heißt, das haben unsere braven Truppen im Kriege 1870/71 vielfach bewiesen, wo keiner den andern verlassen hat, und der Vorgesetzte ebenso für den Untergebenen eingetreten ist, wie umgekehrt, wenn es die Umstände erforderten. Ein wirklich mustergiltiges Beispiel für dieses brüderliche Zusammenhalten ist wohl folgendes: Am 2. November 1870 ritt der Unteroffizier Stiedenroth vom schleswig-holsteinischen Ulanenregiment Nr. 15 mit sechs Ulanen der 4. Eskadron eine Patrouille in der Gegend von Chateauneuf nordwestlich Chartres, wo schon mehrmals preußische Reiter aus geschickt gewählten Verstecken beschossen worden waren. Unteroffizier Stiedenroth hatte daher keine Vorsichtsmaßregel verabsäumt und ritt mit vorausgeschickter Spitze. Diese hatte an einem an der Straße befindlichen Gehölz mit dichtem Unterholz unbehelligt vorbereiten können. Kaum aber kam die Patrouille diesem Wäldchen auf etwa hundert Schritt nahe, als sich der Graben, der es von der Straße trennte, plötzlich mit Bewaffneten füllte, die die Ulanen mit einer Salve begrüßten und darauf ein heftiges Schnellfeuer eröffneten. Kerzengrade stiegen sämtliche Pferde in die Höhe, drehten auf dem Fleck um und jagten zurück. Hinter einer Höhe konnte sich die Patrouille erst wieder sammeln. Anscheinend war niemand verletzt, denn die Franzosen hatten sehr schlecht geschossen, aber Unteroffizier Stiedenroth fehlte. Bald fand sich auch sein Pferd ein, nicht aber der Reiter. Es war klar, daß ihm ein Unfall begegnet war. Sofort sprengten die Ulanen Christiansen, Bernhard und Dohse zurück, der Stelle zu, da sie den Unteroffizier zuletzt gesehen. Man sah ihn mitten auf dem Wege liegen. Trotz des Feuers der Franzosen sprangten die Ulanen an den hilflos Daliegenden, der ein Bein gebrochen hatte, heran. Unbekümmert um die große Zahl der Feinde, die, wenn sie nur wollten, ihrer wohl mächtig werden konnten, und ohne Rücksicht auf die zahlreich umherzischenden Kugeln sprangen die drei Ulanen von den Pferden, hoben ihren Vorgesetzten auf, einer von ihnen nahm ihn zu sich auf sein Pferd, und so ritten sie, wegen des Verletzten in nicht zu schneller Gangart, zurück. Eigentlich war es ein Gotteswunder, daß kein Schuß traf, noch mehr aber, daß die wohl zehnfache Uebermacht der Franktireurs auch nicht den geringsten Angriff auf die um ihren Unteroffizier beschäftigten Ulanen versuchte. Diese zeigten allerdings eine Ruhe und Kaltblütigkeit, die bewunderungswürdig war, gerade als ob die ganze Sache sie nichts anginge. Freilich hatten die Fraktireurs nie rechten Mut zum Angriff, sie waren nur auf dem Platze, wenn es aus dem Hinterhalte und namentlich im Schutze der Nacht ging, Helden, die wohl töten, aber nie ihr eigenes Leben einsetzen mochten. So kam die Patrouille wohlbehalten, bis auf das gebrochene Bein des Unteroffiziers wieder zur Schwadron zurück. Die drei Ulanen Christiansen, Bernhard und Dohse fanden für ihre Treue und Hingabe, mit der sie ihrem Vorgesetzten in übelster Lage ohne Besinnen beigestanden, allgemeine Anerkennung und wurden später, ausdrücklich für diese Tat, mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet. Sie hatten es mit Recht verdient. Auch Unteroffizier Stiedenroth, dessen Beinbruch schnell und gut heilte, wurde später für Auszeichnung bei mehreren Gelegenheiten mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse belohnt.

Die Preispolitik des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats

erfährt wieder scharfe Kritik, von konservativer wie von liberaler Seite. Sehr scharf äußert sich die Dtsch. Tagesztg.: „Wenn die preußische Staatsbahnverwaltung in ihrem eigenen und im Interesse der so unerhört ausgebeuteten privaten Kohlenverbraucher wirksam auf Verminderung der Kohlennot hinarbeiten wollte, dann hätte sie neben einer zeitweiligen Einfuhrerleichterung die Ausfuhrbegünstigung zum mindesten auch zeitweilig, das heißt solange, bis der inländische Kohlenbedarf zu angemessenen Bedingungen befriedigt werden würde, aufheben müssen. Es scheint aber, als ob bei uns die Profitinteressen des Kohlensyndikats dem dringendsten Interesse aller übrigen Staatsbürger zusammen stets vorangestellt werden sollen." — Aehnlich die Frankf. Ztg.: „Während alles Bestreben der Industrie darauf gerichtet ist, die Selbstkosten immer weiter herabzudrücken, um auf dem Weltmarkt auch in schlechteren Zeiten konkurrenzfähig zu sein, hält das Syndikat einen der wichtigsten Bestandteile der Selbstkosten aller industriellen Produktionen, die Kohle, rücksichtslos auf anderthalb Jahre hinaus auf der jetzigen übertriebenen Höhe. Damit beantwortet sich die Frage, ob die Eisenbahn durch Frachtermäßigung für die Auslandskohle deren Konkurrenzfähigkeit stärken soll, von selbst. Denn diese Frage bedeutet nicht: heimische oder fremde Kohle, sondern sie läuft darauf hinaus, was höher steht: das Interesse der gesamten deutschen Industrie oder das Sonderinteresse der Kohlenindustrie, die bisher ihr Monopol auf Kosten der Gesamtindustrie ausnutzte. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: jedes Mittel, daß das Monopol des Syndikats zu schwächen vermag, entspricht einem wirtschaftlichen Bedürfnis."

Eine alte Rechnung.

Totenfest-Skizze von. B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

Leben, frisches, blühendes Leben auf der Stätte des Todes. Grün und Blumen überall. Selbst auf den verlassensten Gräbern wenigstens ein angeflogenes Vergißmeinnicht.

Es ist der Gottesacker einer kleinen Stadt; einfach und prunklos, aber voll stiller Poesie liegt er hinter der halbverfallenen Mauer, ohne strengen Plan in seiner Anordnung. Ein friedlicher Ort. —

Der alte Totengräber ist beschäftigt, die Wege vom Unkraut zu befreien. Morgen ist Sonntag, da kehren die Bewohner des Städtchens von dem Gottesdienst bei ihren Verstorbenen ein, da muß alles hübsch ordentlich sein. Das ist dem alten Mann Herzenssache. Er versteht seinen Gottesacker. Nur so weit es unbedingt notwendig, hält er Ordnung. Wachsen läßt er, was wachsen will in diesem Garten Gottes. Aber die Vase mit dem Blumenstrauß auf des Herrn Bürgermeisters Grabe, die richtet er grade, und im Vorübergehen schneidet er ein paar dürre Reiser von dem Rosenstrauch auf dem Hügel, unter dem Torschmieds Annemarie schlummert, ab. Er hört nicht mehr ganz gut, der Alte, und so erschrickt er fast, als plötzlich einer neben ihm steht. Ein schlanker Mann mit gebräunter Hautfarbe, die Haltung etwas müde, der Bart von grauen Fäden durchzogen. Er nimmt den Hut ab, und höflich zieht der Totengräber sein Käppchen. „Wünschen der Herr etwas?" Der Angeredete schüttelt den Kopf und spricht: „Nein, ich möchte nur alte Freunde aufsuchen. Hab seinerzeit hier gelernt, und auf dem Gottesacker find ich gewiß so manchen, den ich einst gekannt."

„Glaubs wohl — muß schon lang her sein, daß Sie in der Lehre waren. Sind auch just kein Jüngling mehr. Und Bekannte werden der Herr schon finden hier. Da ist gleich Torschmieds Annemarie, das schönste Mädchen in der Stadt zu ihrer Zeit. Sie ist als Witwe gestorben. Das arme Weib hat nicht viel Freud im Leben gehabt. Können sich der Herr vielleicht noch an die Annemarie erinnern?"

Der Fremde zögerte ein Weilchen, als müsse er sich besinnen. „Ja, jawohl, ich erinnere mich. Sie ist also nicht glücklich geworden, die Annemarie?"

„Glücklich? Lieber Gott, mit dem Manne! Na, er ist tot, und von den Toten soll man nur gutes reden. Da muß man halt schweigen, wenn von dem Johann Funk die Rede ist. Das arme Ding, die Annemarie, der ist die Ruh zu gönnen. Mag ihr freilich trotzdem 's Sterben schwer geworden sein, wenn sie an ihre Kinder gedacht hat, an die zwei jüngsten. Die ältern sind vor ihr weggestorben, zum Glück, kann man wohl sagen. Der alte Torschmied hat auch nichts übrig für die Enkel. Die Schmiede hat er kürzlich verkauft, aber es sind wohl kaum die Schulden gedeckt. — Ja, ja, so gehts im Leben! Dort, wo das hohe Kreuz steht, da liegt der Herr Bürgermeister, und gleich daneben die Frau Pfarrer — das steht ja auf den Tafeln zu lesen. Der Herr werden sich schon zurecht finden." Der Fremde nickt und der Alte verläßt den Gottesacker.

Der Fremde bückt sich nieder zu dem ärmlichen Holzkreuz hinter dem wilden Rosenstrauch. Es ist noch kein altes Grab. Die Jahrzahl, die unter dem Namen Anna Marie Funk, geb. Vieweg steht, zeigt, daß es erst zweimal Frühling geworden, seit die Tote hier Ruhe gefunden, sie, die sein Leben zerstört hat. Was sucht er eigentlich hier? Warum hat er keine Ruhe gehabt, seit ihm ein Jugendfreund, der auch „drüben" lebt, erzählt hat, daß die Annemarie Vieweg nun auch schon zu den Toten gehört? „Dein alter Schatz, Robert," so hat er hinzugesetzt, halblachend. Wie ernst es ihm gewesen mit dieser Liebe, das hat ja keiner gewußt, nur er und die Annemarie. Daß sie ihm heilig und teuer versprochen, auf ihn zu warten — er mußte doch erst etwas werden draußen in der Welt — daß er geschafft und gearbeitet hatte, nur im Gedanken an das schöne Mädchen. Und als er dann kam, ein Mann, der es wohl wagen konnte, einen eigenen Hausstand zu gründen, da hörte er, daß sie just einen anderen genommen. Das kommt hundertmal vor, und mancher verwindets und tröstet sich und freit eine andere, er hats nicht gekonnt, er hat sie zu lieb gehabt. Und die Liebe hat sich in Haß gewandelt. Natürlich, denn sie hat ihn verraten, die Annemarie. Er hat sie nicht wieder gesprochen. Er ist übers große Wasser gegangen mit seinem großen Haß. Daß sie ein elendes Leben geführt an der Seite des Mannes, um den sie ihn verraten, das ist nur die gerechte Strafe. Sein Haß hat ihn auch hierhergetrieben, an ihr Grab. Es ist ihm, als müsse er seine Rechnung, seine alte Rechnung, mit ihr begleichen. Als müsse er's ihr in die Erde hinein zurufen, was sie ihm angetan, die Ungetreue! Daß er allein im Leben steht, ohne Familie — sie hats verschuldet. Daß er nur schafft, weil das einmal in seiner Natur liegt, ohne Freude an der Arbeit, ohne rechten Zweck, denn er hat längst mehr, viel mehr, als er braucht, sie hats verschuldet.

Tränen schießen ihm ins Auge, Tränen des Zorns, der Bitterkeit, Tränen der Erinnerung. Sie steht vor ihm, die Annemarie, im Prangen frischer Jugend, sein Arm liegt um ihre Taille, und ihre blauen Augen schauen ihn innig an, und ihr rosiger Mund spricht: „Liebster,

Der Sieg der Mutterliebe über den Tod.

Es war am frühen Morgen, als Frau Morgan im Hofe ihres australischen Heims einen Arm voll Holz sich holen wollte, um das Küchenfeuer in Gang zu bringen. Während sie sich niederbeugte, fühlte sie plötzlich in ihrem Arm einen scharfen Schmerz und bemerkte, wie eine Schlange, die unter dem Holze verborgen gewesen, eiligst ein neues Versteck suchte. Erschrocken warf die Frau das bereits aufgelesene Holz wieder nieder und rannte ins Haus. Dort nahm sie ein scharfes Fleischmesser, das auf dem Tische lag, schnitt tief in die Wunde und saugte das Blut heraus. Aber sie hatte wenig Hoffnung, daß sie mit dem Leben davon kommen werde, da die Schlange eine giftige gewesen und das Gift bei dem heftigen Biß gewiß tief und voll in ihren Körper eingedrungen war.

Schon glaubte sie die ersten Vorboten des nahenden Todes wahrnehmen zu können, denn eine ungewöhnliche Schlaffheit legte sich über ihre Glieder. Der Gedanke an ihre Kinder, die im nebenan liegenden Zimmer schliefen, quälte sie, denn vor ihrem Geiste zeigte sich das Bild, wie ihre Lieblinge langsam zu Tode hungerten. Welch' eine traurige Heimkehr würde das für ihren Gatten werden! Wie schrecklich für ihn, Weib und Kinder, die er gesund und munter zurückgelassen, als Leichname wiederzusehen!

Was sollte sie tun, um wenigstens die Kinder zu retten? Ihre Mutterliebe sann und sann. Der Vater war seit sechs Wochen vom Hause fern bei der Schafschur. In drei Tagen wollte er wieder daheim sein. Sie mußte also für die Kinder genug Essen bereiten, daß sie sich so lange am Leben erhalten konnten. Die Kinder zum nächsten Nachbar zu bringen, war kaum möglich, denn derselbe wohnte fünfzig Meilen weit entfernt, sie würde unterwegs sterben und die Kleinen hilflos im Wagen zurücklassen. Vielleicht würde ja das alte Pferd doch das Nachbarhaus erreichen, aber vielleicht würde es auch ohne Führung wieder umkehren und dann mußten die Kinder doch umkommen. Brot hatte sie nicht mehr genug in der Speisekammer, aber an Mehl fehlte es nicht, so entschloß sie sich denn zu backen und zu kochen und die immer mehr sich zeigende Müdigkeit zu bekämpfen, bis sie genug Nahrung für die Kinder bereitet hätte, um sie am Leben zu erhalten bis zur Heimkehr des Vaters.

In fieberischer Hast eilte sie zurück zu dem Holzhaufen. Dort fand sie die Schlange festgeklemmt unter einem schweren Holzklotz, den sie zu Boden geworfen hatte. Schnell tötete sie das giftige Geschöpf, dann kehrte sie zurück zur Küche, zündete Feuer an, knetete den Teig, den sie am Abend zuvor angerichtet hatte, und legte ihn in die Pfanne, wo er in der Wärme des Ofens bald aufging. Alle paar Minuten überkam sie eine schreckliche Schläfrigkeit, aber sie kämpfte dieselbe immer wieder nieder. Sie mußte ihre Arbeit erst vollenden, sie seufzte zu Gott, ihr den nahenden Tod zurückkämpfen zu helfen, bis sie die Kleinen versorgt habe.

Jetzt erwachten die Kinder und riefen die Mama. Sie kleidete dieselben an wie im Traum. Immer wieder einmal überfiel sie ein Schwindelgefühl, daß sie meinte, sie müsse zu Boden sinken, aber immer raffte sie sich auch wieder auf und suchte sich eine neue Arbeit. Sie zog mehrere Eimer Wasser aus dem Brunnen und stellte es in den Bereich der Kinder, die Pferde nahm sie aus ihrer Einfriedigung und brachte sie zu den Schafen, wo sie Wasser finden konnten. Die kleine Mora wurde unterwiesen, wie sie die jüngeren Geschwister versorgen könne, wenn die Mama „eingeschlafen" wäre. So verging der Tag in ununterbrochener Tätigkeit und der hereinbrechende Abend fand die Mutter immer noch am Leben. Nur einmal war sie in jenen schlafsüchtigen Zustand versunken, welcher dem durch Schlangenbiß verursachten Tode voranzugehen pflegt, aber durch die kleine Mora, welche sie gebeten hatte, Mama ja nicht einschlafen zu lassen, und durch das laute Geschrei der jüngeren Kinder war sie wieder aufgeweckt worden. Dann hatte sie sich erhoben und war auf und ab gegangen, bis die Schwere in ihren Gliedern etwas geschwunden war.

Jetzt brach die Nacht herein. Die Kinder lagen in tiefem Schlafe, aber sie selbst wagte es nicht, sich niederzulegen. Mit frohem Herzen sah sie auf die Brote, welche sie gebacken hatte — jetzt mußten ihre Kinder wenigstens nicht Hungers sterben. Plötzlich kam ein Schimmer der Hoffnung über sie. Wenn sie einen ganzen Tag am Leben geblieben war, könnte sie dann nicht vielleicht doch wieder genesen? Sie erinnert sich, gehört zu haben, daß man trotz des Schlangenbisses mit dem Leben davon kommen könne, wenn man die todbringende Schläfrigkeit überwinde, bis das Gift aus dem Blute wieder ausgeschieden sei. Von dieser Hoffnung erfüllt, eilte sie hinaus und lief auf und ab im Garten, die ganze Nacht hindurch. Am Morgen war sie schwach und abgespannt, aber doch noch am Leben und voll Hoffnung. Als die Kleinen erwachten, riefen sie: „O Mama, schlafe nur nicht ein! Ich bin so bange, bitte, bitte, schlafe nicht ein!"

Tränen der Freude schimmerten in den Augen der Mutter, als sie ihre Kindlein küßte und sagte: „Nein, ich werde nun nicht einschlafen, ich werde bei Euch bleiben, bis der Vater kommt." Und so geschah es auch. Frau Morgan ist nicht gestorben, ihre Mutterliebe, welche sie zuerst zur heilbringenden Bewegung und Tätigkeit anspornte, hat ihr das Leben gerettet. Mutterliebe hat hier über den Tod gesiegt.



Jedes Volk der Erde hat seine Religion, das eine in der primitivsten Gestalt der Fetisch-Anbetung, das zweite pflegt den Ahnenkult, das dritte die Sonnenanbetung, das vierte ist monotheistisch veranlagt. Die monotheistischen Religionen stehen jedenfalls am höchsten und unter diesen nimmt das Christentum den Hauptraum ein. Im allgemeinen halten sich Monotheisten und Heiden zur Zeit noch auf der Welt so ziemlich das Gleichgewicht, dabei sind aber die Mohammedaner nicht als Heiden angesehen, da auch ihr Bekenntnis sich Christen und Heiden zur Zeit noch auf der Welt sionstätigkeit läßt indessen ein rasches Anwachsen der christlichen Religion erwarten. Unter den Monotheisten überwiegen die Christen, die in allen ihren Bekenntnissen 559 Millionen Köpfe zählen, denen 187 Millionen Mohammedaner und 11 Millionen Israeliten gegenüberstehen. Von den Heiden sind die Buddhisten und Schintoisten die zahlreichsten, denn sie sind rund 438 Millionen stark, die Hindu kommen an zweiter Stelle mit 210 Millionen und dann schließt sich das Groß der Heiden aus den innersten Gegenden der außereuropäischen Weltteile an. Drücken wir die bisherigen Angaben in Verhältniszahlen aus, so bestehen die Bewohner der Erde zu 49,5 % aus Monotheisten, zu 50 % aus Polytheisten. Von den ersteren bilden die Christen 36,5 %, d. h. 17,2 % Römisch-Katholische, 12,1 % Evangelische und 7,2 % Griechische, die Mohammedaner machen 12,2 %, die Israeliten 0,7 % aus. Von den Polytheisten sind die Buddhisten und Schintoisten 28,7 %, die Hindus 13,8 %, den Rest von 8 % bilden die noch übrigen Heidenvölker.

Allerlei.

Gemeingefährlicher Bursche. Der in Brüggen (Niederrhein) unter dem dringenden Verdachte, im benachbarten holländischen Orte Reuver den Bahnwärter Ickenroth durch einen Revolverschuß lebensgefährlich verletzt zu haben, verhaftete gemeingefährliche Einbrecher ist ein gewisser Gerhard Goß, der erst im September nach Verbüßung einer 13jährigen Strafe aus dem Zuchthause in Werden entlassen worden war. Goß ist auch am Niederrhein als Wilddieb berüchtigt. Er war von dem Bahnwärter bei einem Einbruchsdiebstahl abgefaßt worden.

48 Jubilare der Arbeit. In Han. Münden feierten dieser Tage 48 Beamte und Arbeiter der Blei- und Zinnwarenfabrik von Haendler u. Natermann das Jubiläum ihrer 25jährigen ununterbrochenen Zugehörigkeit zu dem genannten Etablissement.

Im Scherz erschossen. Im Warsower Luch (Brandenburg) wurde der Dienstknecht August Dromm aus Wolfier von dem 16jährigen Dienstjungen Wilhelm Albrecht mit dem geladenen Jagdgewehr seines Dienstherrn erschossen. Albrecht zielte in Scherz auf den Knecht und brachte ihm in einer Entfernung von acht Schritt einen tödlichen Schuß in den Kopf bei.

Aus Eifersucht. Aus dem Bette heraus verhaftet wurde in Elmskorn ein Barbiergehilfe, der im Verein mit zwei Schreibern in der Nacht aus Eifersucht bei Uetersen einen Mordanfall auf den 19jährigen Sohn des Mühlenbesitzers Sievers aus Boorege verübt hat. Die 3 fielen, mit Schlagringen und Revolvern bewaffnet, über Sievers her und richteten ihn derartig zu, daß an ein Wiederaufkommen kaum zu denken ist. Der Schwerverletzte hat allein drei Revolverschüsse erhalten.

Weltmeisterschaftsringkämpfe in Paris. Die Ringkämpfe im Apollo-Theater zu Paris gewannen durch die Debuts von Koch und Omer de Bouillon besonderes Interesse. Jakob Koch siegte in 4,45 über den Dänen Andersen und Omer de Bouillon in 12:16 über den Franzosen Pietro II.

Werftbrand. Vor einigen Tagen brach, wie aus Petersburg gemeldet wird, auf der baltischen Werft auf der Helling, auf der mehrere Kanonenboote im Bau sind, Feuer aus. Der größere Teil der Helling ist abgebrannt, ebenso zwei Kanonenboote, die übrigen sind gerettet; zwei von ihnen sind stark beschädigt. Die Ursache des Brandes ist noch nicht ermittelt; der Schaden wird auf über ½ Million Rubel geschätzt.

Kufeke -Kindermehl -Krankenkost.
Hervorragend bewährte Nahrung.
Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei u. leiden nicht an Verdauungsstörung.

Liebster — ich wart auf Dich, ich bleib Dir treu." Er stampft mit dem Fuß auf. Was will er hier. Die alte Rechnung begleichen mit einer Toten? Das ist verrückt! Sie kann nicht mehr zu ihm reden, die Annemarie, er kann sie nicht anklagen, sie kann sich nicht verteidigen. Es ist alles, alles vorbei! Unter solchen Gedanken bückt er sich zu dem Hügel und pflückt ein zartes Vergißmeinnicht. Das legt er zwischen die Blätter seiner Brieftasche, und dabei lacht er kurz auf: „Deutscher Träumer! Alter Narr —" aber — wieder gewinnt die Wehmut die Oberhand — „es war doch einmal — es war einmal — ich kann nicht anders. Und nun könnt' ich ja wohl gehen."

Ein Kinderpaar kommt auf ihn zu. Ein schlanker Junge und ein blondlockig Mägdelein. Sie stutzen, als sie den Fremden erblicken; vier blaue Augen schauen ihn neugierig an. Er will vorübergehen, aber die Augen halten ihn. „Wie heißt Du, mein Junge?"

„Hans Funk."

„Und Du, Kleine?"

„Frieda Funk."

„Und da liegt Eure Mutter?"

„Ja." Der Junge sprichts ernsthaft und fährt dann fort: „Kennen Sie unsere Mutter?"

„Ich hab sie gekannt, als sie jung war."

Der Junge macht ein Gesicht, als ob er sich auf etwas besänne. Dann sagt er: „Ach bitte, wie heißen Sie denn, lieber Herr?"

„Robert Schüler. Den Namen wirst Du wohl noch nicht gehört haben."

„Doch," so ruft Hans. „Mutter hat mir den Namen oft genannt. Wie sie so krank war. Hans, hat sie gesagt, wenn Dir mal im Leben einer begegnet, der Robert Schüler heißt — es wär doch möglich, hat sie gemeint, dann laa ihm — vergiß es nicht — die Mutter ließ ihn bitten, er soll ihr verzeihen. Sie hätte hart gebüßt. Nicht einmal hat sie mir das aufgetragen, nein, jeden Tag wieder, und ich mußts ihr aufsagen, wie in der Schule. Drum hab ichs mir auch so gut gemerkt. Und ich bin so froh, daß Sie gekommen sind. Nicht wahr, Mutter hat nichts böses getan?"

„Nein, sie hat nichts böses getan. Nur etwas, was für mich — Ihr könnt das nicht verstehn. Sie war lange krank, Eure Mutter?"

„Sehr lange. Schon, wie Vater noch lebte —" über des Knaben auffallend intelligentes Gesicht geht ein Schatten bei dem Wort Vater — „und nachher immer. Und sie weinte sehr viel. Ich bin so froh, daß Mutter nicht mehr weint —"

„Ja, und daß sie jetzt immer schläft." Das Mädchen streichelt den Hügel. —

„Und Ihr — Ihr seid beim Großvater?"

„Ja, aber er ist ganz alt, und er zankt, daß wir bei ihm sind. Ruh möcht er haben auf seine alten Tage, und er hat auch kein Geld. Mutters Heirat hat ihn arm gemacht, so sagt er immer. Wir bleiben auch nicht bei ihm. Ich möcht gern recht viel lernen, aber weil Großvater so arm ist, muß ich zu einem Schuster in die Lehre, wenn ich konfirmiert bin. Großvater zieht zu seinem Sohn. Die Friedel kommt nachher ins Waisenhaus; sie weiß es aber noch nicht." Das letzte hat der Hans nur geflüstert, damit die Schwester es nicht hören soll. Robert Schüler streicht dem Jungen übers Haar. Und wieder erblickt er in den groß zu ihm aufgeschlagenen Augen, die der Mutter. Und die blühenden Gräber ringsum sprechen zu ihm: Nichts vergeht, was einmal gewesen. Auch die Liebe zu der, die unter diesem Hügel schlummert, ist nicht vergangen. Würdest Du sonst hier stehen? So laß sie aufleben, diese Liebe, auf daß sie Blüten und Früchte bringe. Wenn auch anders, als Du es einst gehofft.

Robert Schüler lauscht der Stimme der Gräber und er steht eine Weile in tiefem Sinnen. Dann faßt er die Hände der Kinder. „Hans, Frieda, — ich habe niemand, der mir angehört, ich bin ein einsamer Mann. Ich habe Eure Mutter sehr lieb gehabt. Wollt Ihr mit mir gehen, weit übers Meer, so will ich Euch ein treuer Vater sein. Du sollst was tüchtiges lernen, Fritz, und Dein Schwesterchen soll zu meiner Freude aufwachsen. Wollt Ihr?"

Die leuchtenden Augen der Kinder sagen ihm genug. Voll Vertrauen blicken sie zu ihm auf. Er hat ja ihre Mutter lieb gehabt. „So kommt, bringt mich zum Großvater. Aber erst laßt mich noch einen Augenblick allein hier. Wartet nur hier auf mich." Gehorsam entfernen sich die Geschwister.

Robert Schüler beugt sich zum letztenmal über das Grab. „Nun ist die alte Rechnung beglichen, Annemarie. Ists so recht?" Dann folgt er den Kindern, die er am Ausgang des Gottesackers findet. Zutraulich fassen sie seine Hände und geleiten ihn.

Drei Verlassene weniger auf der Welt.

Fund eines Mammutkopfes. Ein hervorragendes Schaustück wurde dem germanischen Teil des neuen Museums in Haltern einverleibt: ein im Lippebett gefundener Mammutkopf. Der sehr gut erhaltene Schädelknochen mit dem Oberkiefer, der außer den zwei festsitzenden Backenzähnen auch die beiden dunkelschwarzen Stoßzähne aufweist, wiegt nach der Frankf. Ztg. ungefähr zwei Zentner. Es ist Aussicht vorhanden, daß an derselben Fundstelle noch weitere Mammutreste aufgedeckt werden, weil dort bereits vor Jahren solche gefunden wurden.

Und er? Anders spukte aus. Er verachtete sich selbst — er bekam einen förmlichen Haß auf sich und auf sein Treiben, das es soweit gebracht hatte.

„Gute Nacht, Anna!“ sagte er, als er zu Bett ging. Verwundert horchte seine Frau auf. Das war ein Ton, wie sie ihn lange nicht gehört hatte.

Anders ging frühzeitig zur Arbeit, stand am Morgen auf und verließ die Wohnung. Während er gleichmäßig schweigsam war, wiederholte sich dasselbe jeden Tag. Er versuchte hin und wieder zu den Kindern freundlich zu sein und Anna einen gleichgültigen ruhigen Bescheid zu geben. Er wollte sich Schritt für Schritt wieder in das Familienleben hineinschleichen, und ebenso wie er es an einem bestimmten Platz unmerkbar von sich geworfen hatte, so gewann er es auch Zoll für Zoll wieder, ohne daß der Tag festzustellen war, an dem es wieder ganz ihm gehörte.

An den Sonnabenden brachte er Anna den Lohn. Er reichte ihr ihn aber abweisend, als wünsche er nicht mehr darüber zu sprechen. Es fehlte aber immer etwas daran. Anna wunderte sich darüber nicht. Wußte sie doch, daß der Mann auch etwas für sich selbst haben müßte. Heimlich fürchtete sie manchmal, daß doch die Versuchung wieder einmal die Oberhand gewinnen und ihr den Mann wieder rauben würde.

Als aber der Erntetag zum siebentenmal nach ihrer Verlobung herankam, erschien Anders am frühen Nachmittag, um sich zum Fest umzukleiden.

Als die beiden fertig waren, um zu gehen, zog er eine kleine Schachtel hervor und steckte einen blanken neuen Ring an Annas Finger.

„Von jetzt an sollst du den ganzen Lohn haben,“ sagte er lächelnd. Es war das erstemal seit längerer Zeit, daß sie von ihren gemeinsamen Angelegenheiten gesprochen hatten.

Und dann gingen sie zusammen zum Erntefest wie ein Paar Neuverlobte.

♔

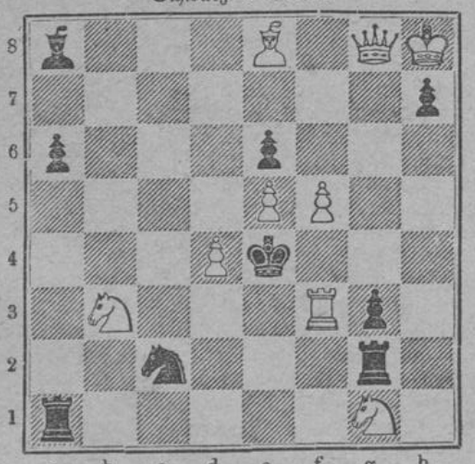
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 45.

Von E. Pradignat in Saujon. („Stratégie“.)

Schwarz: 9 Steine.



Weiß: 9 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. Le8—b5 a6×b5 2. Dg8—d8 Tg2×g1 oder ~ (Se2×d4) 3. Sb3—d2, c5 (Dd8×d4)#.

1. . . . . Se2×d4 2. Dg8—g4+ Ke4—d5 3. Dg4×d4#.

1. . . . . Se2—c3 2. Dg8×a8+ Se3—d5 3. Ld5—d3#.

Partie Nr. 45.

Turnierpartie, gespielt zu Ostende am 23. Mai 1907.

(Eine der Bewerbungen um die ausgesetzten Glanzpreise.)

Weiß: D. Janowski, Paris.

Schwarz: Amos Burn, Liverpool.

Französische Partie.

Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e6
2. d2—d4	d7—d5
3. Sb1—c3	Sg8—f6
4. Lc1—g5	Lf8—b4
5. e4—e5	h7—h6
6. Lg5—e3	

Hier geschieht sonst meist 6. Lg5—d2. Aber auch der Tertzug ist anscheinend sehr gut.

6.	Sf6—e4
7. Dd1—g4	Ke8—f8

Eine bessere Verteidigung gewährt g7—g6.

8. Lf1—d3	

Weiß sichert sich die bessere Entwicklung auf Kosten eines Bauernopfers.

8.	Se4×c3
9. Le3—d2	Sc3×a2
10. c2—c3	Lb4—e7

Schwarz gewinnt ein Tempo, da Weiß den Sa2 doch erst nehmen muß, und begnügt sich deshalb mit einem Bauern. Den Vorzug verdiente aber doch wohl Sa2×c3 11. b2×c3 Lb4—e7.

11. Ta1×a2	c7—c5
12. Sg1—e2	Sb8—c6
13. f2—f4	Dd8—b6
14. 0—0	c5×d4
15. Kg1—h1	

Weiß bereitet den Angriff vor und kümmert sich um bedrohte Bauern wenig.

15.	Lc8—d7
16. Dg4—g3	

Um den f-Bauern vorwärts ziehen zu können.

16.	f7—f5?

Hier war g7—g6 zur Verteidigung durchaus notwendig.

17. e5×f6	Le7×f6!

Auf g7×f6 kommt Weiß mit 18. f4—f5 nebst 19. Dg3—g6 bald in Vorteil.

18. f4—f5	e6—e5
19. c3×d4	Sc6×d4

So ist Se2—f4 verhindert; aber der Angriff wird nun auf andere Weise stark.

20. Se2×d4	Db6×d4

„The Field“ erklärt hier e5×d4, so außergewöhnlich es erscheine, für die einzig richtige Spielweise. Falls dann 21. Tf1—e1, so Ta8—e8; auf andere Züge gelange Schwarz mit Ld7—e8—f7 nebst Kf8—g8—h7 zur Entwicklung seiner Türme.

21. Ld2—c3	Dd4—h4

Bei Dd4—b6 behauptet Weiß mit 22. Lc3×e5 Lf6×e5 23. Dg3×e5 Db6—f6 24. De5×d5 Ld7—c6 25. Dd5—b3 einen guten Angriff.

22. Dg3—e3	d5—d4

Damit erhält Weiß auch für seinen Königsläufer bessere Felder. e5—e4 wäre vielleicht eher geeignet gewesen, das Bauernübergewicht von Schwarz zur Geltung zu bringen. „The Field“ empfiehlt Ld7—c6 23. Lc3×e5 Lf6×e5 24. De3×e5 Dh4—f6.

23. Lc3—b4+	Kf8—g8
24. De3—e2	Ld7—c6
25. Lb4—e1	

Weiß macht nun einen Sturm auf die schwarze Dame.

25.	Dh4—g5
26. Ta2—a3	Kg8—h7

Es drohte nun 27. h2—h4 Dg5—e1 28. Le1—c3. Auf 26. . . . . Lf6—e7 (um der Dame ein Rückzugsfeld zu verschaffen) folgt 27. f5—f6 mit ähnlicher Fortsetzung wie im Text.

27. Ld3—c4	e5—e4

Schwarz hätte hier den Versuch machen sollen, durch das Figurenopfer Dg5×g2+ sein Spiel noch einigermaßen zu befreien. Allerdings wären seine starken Bauern bald danach verloren gegangen.

28. Ta3—g3	Dg5—e1
29. Le1—c3	De1×f1+
30. De2×f1	d4×c3
31. b2×c3	Th8—d8
32. h2—h3	Lf6—e5
33. Tg3—g6	Td8—d2
34. Tg6—e6	Ta8—d8
35. Lc4—e2	Le5×c3?

Le5—f6 mußte unbedingt geschehen.

36. f5—f6!	g7×f6
37. Te6—e7+	Kh7—g8

Oder Kh7—g6 38. Le2—h5+ usw.

38. Df1—f5	Kg8—f8
39. Df5—h7	Td2—d1+
40. Kh1—h2	Aufgegeben.

(Falls noch Lc3—e5+, so einfach 41. g2—g3.)

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 47.

Ein Jahr des Glücks.

Novelle von Maria Hellmuth.

[Nachdruck verboten.]

Der schrille, langgezogene Ton einer Dampfpfeife gellt durch die sommerlich heiße Luft, er kündet Feierabend in der großen Teppichfabrik von G. A. Alten. Die breiten Flügel des Eingangstores werden zurückgeschlagen, zwei Männer postieren sich zu beiden Seiten desselben, und nun ergießt sich ein Menschenstrom aus den an dem Flußufer in weitem Viereck sich hinstreckenden Gebäuden. Alte graubärtige Männer, junge kräftige Gestalten, halbwüchsige Burschen, Frauen, Mädchen — manche kaum dem Kindesalter entwachsen — sind es, die teils hastig eilend, teils in müdem, verdrossenem Schritt dem Ausgang zustreben. Alle jedoch atmen befreit auf, denn mögen die Arbeitssäle, nach den humanen Bestrebungen der Neuzeit, auch hoch und groß sein, so ist der Aufenthalt darin bei der augenblicklich herrschenden Julihitze kein angenehmer. Das Stampfen der Maschinen, das Surren der Webstühle, Farbdämpfe, der Geruch nach chemischen Substanzen, das Poltern der zum Versand kommenden Kisten und Ballen, — alles dies legt sich — trotz des Gewohntseins — atemraubend auf Brust und Nerven.

An dem Tor staute sich der Strom, denn dieses darf nur langsam, immer zwei und zwei, passiert werden. Jeder, der ein Päckchen, Körbchen oder eine Tasche trägt, muß es öffnen und dem Kontrolleur vorzeigen: So befiehlt es die Fabrikordnung. Die meisten tun es ganz mechanisch, — gewohnheitsmäßig, — einzelne aber mit einem finsteren Blick, denn die wirklich Ehrlichen, mit feinerem Empfinden ausgestatteten, kränkt das Mißtrauen, welches die Vorschrift diktiert. Bei nahezu tausend Arbeitern, die hier aus- und eingehen, mag die Kontrolle aber wohl geboten sein, und die damit betrauten Männer verstehen sie auch bestens durchzuführen: Hier ein vertrauliches Abwinken, dort ein scharfprüfender Blick, da wird schnell ein Paket einer Durchsicht unterzogen, — und weiter strömt die Schar auf dem breiten, sonnbeschienenen Wege der Häuserkolonie des Etablissements entgegen, deren etwas einförmiges Aussehen durch kleine Vorgärten und eine die Straße einreihende Lindenallee wohltuend gemildert wird. Es währt nur kurze Zeit, bis der Schwarm hindurch ist und das Tor sich wieder schließt. Die vereinzelten Nachzügler, die jetzt noch auftauchen, dürfen die kleine Seitenpforte benützen, es sind die „Angestellten“ des Betriebes, die es weniger eilig haben und die sich keiner Kontrolle zu unterwerfen brauchen. Auf dem Hofe ist es still geworden, auch die Schritte und das Stimmengemurmel der Heimziehenden sind in der Ferne verhallt, als noch zwei Frauengestalten, aus verschiedenen Richtungen kommend, gerade vor dem Kontrollhäuschen zusammenprallen.

„Oha, Hettchen! Wie nett, daß ich noch Gesellschaft finde. Hab' fast gefürchtet, meinen Pflichteifer mit einem einsamen Heimweg bezahlen zu müssen, und das tät i nit gern. Wenn man schon den ganzen Tag solo im Glaskasten sitzt — ah, schwitzt ist richtiger — möcht' man halt nit noch allein nach Hauf' peddeln.“ Es ist ein schon etwas „angejahrtes“ Fräulein, wie sie hier in Altenfelde gern sagen, das bei den in munterem Ton hervorgesprudelten Worten vertraulich ihren Arm unter den der anderen — ein junges, auffallend hübsches Mädchen — schiebt. „Und gebimmelt hat das heute am Telephon!“ plaudert sie weiter. „Puh! — Schwitzen Sie auch so gar arg, Hettchen?“ setzt sie fragend hinzu, zugleich mit der freien Linken einen riesigen grauen Baumwollschirm aufspannend. „Ein bissel Hitz' laßt man sich gefallen, aber was zuviel ist, ist zuviel. No, aber Sie sagen ja gar nix, Schön-Hettchen!“

Die Angeredete lachte leise auf, halb belustigt, halb ärgerlich. „Als ob Sie mich schon hätten zu Wort kommen lassen. Im übrigen kann ich Ihnen bestätigen, daß mich die Hitze ebenfalls sehr belästigt hat. Mein Kopf schmerzt und — ja, deswegen werde ich auch nicht direkt nach Hause gehen, sondern erst noch einen kleinen Spaziergang machen. Bitte, Fräulein Brandt, nehmen Sie es nicht übel — — —“

Etwas zögernd hat sie ihren Arm befreit und bleibt nun stehen.

„Was? Spazierengehen? — Bei der Temperatur? — Und wenn man schon Kopfschmerzen hat? Nein, Kindchen, das lassen's gar schön bleiben. Kommen Sie nur mit zum Mütterle, das in der kühlen Laube mit dem Kaffee auf uns wartet.“

Hetta, — sie heißt einfach Henriette, hört jedoch die hübsche Abkürzung sehr gern, — schüttelt den Kopf. „Mama weiß, daß ich etwas später heimkommen werde. Ich gehe in den Wald, da ist es auch kühler. Adieu, Fräulein Brandt!“ Mit einem kurzen Nicken biegt sie hastig in einen schmalen, holprigen Pfad ein, der quer über Brachland getreten in den „Wald“ mündet — einen Streifen Fichten, die zwischen Chaussee und Flußufer ein kümmerliches Dasein fristen.

Ihre Absicht, allein zu bleiben, ist unverkennbar. Aber mit einer kühnen Schwenkung hat auch Fräulein Brandt kehrt gemacht.

„Hettachen, aber so laufen's doch nit so arg. I möcht' Ihnen etwas sagen. Oha! So ein Madel!"

Hetta geht nur noch schneller. Auf ihrem sonst stets freundlich lächelnden Gesichtchen prägt sich in diesem Augenblick heftiger Unwille aus. Wenn sie Gesellschaft haben wollte, konnte sie auch mit nach Hause gehen. Aber umkehren? Nein, nun erst recht nicht!

„Sie sollten sich nicht noch mehr erhitzen, Fräulein Brandt," ruft sie etwas spöttisch über die Schulter zurück.

„Ja, gewiß, recht haben Sie! Tät's auch nimmer, wenn ich Sie nit gar so liebhätt'," klingt es grollend hinter ihr.

Nun fährt Hetta herum. „Aber was haben Sie heute nur? Sie sagen das in einem Ton, als wenn — — —"

„Als wenn ich nicht aus purer Narrischkeit bei solcher Hitz' 'nen Dauerlauf mitmache. Ja, ja, ja! — Hab' schon lange überlegt, was klüger wär', ob reden oder schweigen. Doch besser ist in diesem Fall wohl ein offenes Wort. Ah, endlich ein bissel Schatten! — Also wollen Sie mich anhören?" Und schnell, als fürchte sie ein abermaliges Davonlaufen der anderen, versucht sie sich wieder an deren Arm zu hängen. Doch mit einer trotzigen Gebärde tritt Hetta einige Schritte zurück.

„Nein, Fräulein Brandt, Sie haben es gar nicht nötig, sich zu bemühen; ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen. Denken Sie, ich hätte nicht längst das Köpfezusammenstecken und das Getuschele meiner lieben Kolleginnen gemerkt? Aber das ist mir völlig gleichgültig. Ich bin stets meinen Weg allein gegangen und werde es auch ferner tun, um so mehr, als ich kein Unrecht begehe. Das mag auch Ihnen zur Beruhigung dienen, denn Ihr fortwährendes Nachspionieren, Fräulein Brandt — —"

„Fräulein Brandt — Fräulein Brandt! Was das nur heißen soll?" fiel diese zornig ein, als Hetta verlegen, als sei sie doch etwas zu weit gegangen, stockte. „Seit wann haben Sie denn vergessen, daß ich Nanni heiß'? Und spionieren? Na, ich will's weiter nicht übelnehmen — — — Weil wir nun aber glücklich bei der Sach' angelangt sind, — tun Sie's nicht, Hettachen! Nicht um das dumme Getratsch der Altenfelder, — die müssen ja immer irgend etwas haben, um das sie sich den Mund zerreißen, — nein, um Ihrer selbst willen. Gehen Sie ihm nicht so viel nach." Eine sorgende, fast mütterliche Zärtlichkeit klingt jetzt aus ihren Worten. „Sie können sagen, was mich das angehe, wohl, wohl! Doch ich hab' Sie lieb, weil Sie meinem jüngsten Schwesterchen so ähnlich sehen, und da möchte ich Sie bewahrt wissen vor dem Schmerz einer Enttäuschung, die nicht ausbleiben würde. Er ist ein loser Vogel und keiner Treue fähig. Denken Sie an die vielen, denen er eine kurze Zeit hindurch den Hof gemacht und die er dann, wie ein überdrüssig gewordenes Spielzeug, beiseite geworfen hat. Dazu wären Sie denn doch zu schade. Und wenn Sie ihm weiter so Ihr Entgegenkommen zeigen, muß er ja glauben, Sie seien nicht besser wie die anderen."

Mit einem scheuen Forschen streift ihr Blick die Gefährtin, aber die gefürchtete Abweisung bleibt aus. Die Augen des jungen Mädchens schauen an ihr vorüber, so als wäre die ganze Rede spurlos an ihrem Ohr vorübergegangen, sie haften träumerisch an dem zwischen den rötlichen Fichtenstämmen aufglitzernden Wasserspiegel. Nun wendet sie ein wenig den Kopf, ein Lächeln huscht über das liebliche Gesicht, verschämt und schelmisch zugleich.

Wie hübsch sie doch ist! denkt das alte unschöne Mädchen in neidloser Bewunderung. Doch fast entsetzt fährt sie zurück, als der lächelnde Mund sich ihrem Ohr nähert und ganz leise sagt: „Und wenn ich nun gar nicht besser sein möchte, wie — wie — die anderen?"

„Hetta!" ruft Nanni Brandt vorwurfsvoll. Dann im traurigen Tonfall: „Auch im Scherz darf ein junges Mädchen so etwas nicht aussprechen."

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich scherze?" beharrt die Junge, noch immer das träumerische Lächeln auf den Zügen. „Ich spreche nur meine innerste Ueberzeugung zu Ihnen offen aus, und" — jetzt überflutet eine dunkle Glut das Gesicht bis unter die blonden Haarwellen — „und ich leugne es nicht," fährt sie langsam fort, „daß ich ihn liebe — grenzenlos — ja — und glückselig wäre, könnte ich seine Gegenliebe erringen."

„So, so! Und das zeigen Sie ihm nur hübsch deutlich, damit er sich sagt: Nun, warum denn nicht, kann mich ja auch eine Zeitlang mit Hetta Rackow amüsieren — —"

Nanni verstummt plötzlich. Hetta ist hart neben sie getreten, und während es in den blauen Augen zornig aufsprüht, sagt sie kurz und abweisend: „Jetzt, bitte, nicht weiter! Ueberhaupt, mit welchem Recht mischen Sie sich in meine Angelegenheiten?"

„Ich dächte, mit dem Recht einer älteren Freundin, die Sie aufrichtig liebhat, und weil die Männer ohnehin gar eitle, eingebildete Geschöpfe sind, die da glauben, jedes Frauenzimmer fühle sich hochbeglückt durch ein bissel Schöntun ihrerseits."

„Haben Sie die Erfahrung so häufig gemacht?" fragt Hetta spöttisch.

Nanni Brandt wird weder rot noch verlegen bei diesem Einwurf. „Ah, Sie meinen, meine Nase hätte mich davor bewahren müssen," sagt sie mit einem Auflachen. „Ja, ein bissel zu groß ist sie geraten. Der liebe Herrgott gab nit recht acht, als er mich derschaffen hat — die Nase zu groß, die Augen zu klein. Nu aber, er machte sein Versehen reichlich gut an meinen vier Schwestern — vier Schönheiten! Und schaun's, gerade da konnt' ich die Männer studieren. Vor mir brauchte man ja keine Flausen zu machen, die häßliche Nanni zählte nicht. — Nur einer, der Schönste, aber auch der Falscheste von allen, dem machte es nun mal grade Spaß, das Aschenputtel anzuschmachten. Und das war so dumm und einfältig, zu glauben, er fände wirklich Gefallen an dem Witz und der Schlagfertigkeit, den einzigen Talenten des sonst so talentlosen Madels. Und unverhohlen — genau wie Sie — zeigte ich ihm, wie seine Aufmerksamkeiten mich beglückten. Die Spöttereien der Schwestern ließen mich kalt, mochten sie reden, ich glaubte nur ihm! Bis — ja bis ich eines Tages meine jüngste Schwester, meinen vergötterten Liebling, unser aller Hätschelkind, in seinen Armen fand. Glauben Sie mir, Hetta," — ihre Stimme war auf einmal rauh geworden — „nicht der Schmerz verratener Liebe war es, der mich wie eine Rasende vorstürzen ließ, nein, ganz gewiß nicht! Ich erkannte in dem Augenblick ja nur die Schlechtigkeit seiner Seele, und da wollte ich meine junge, unschuldige Schwester vor ihm retten. — — — Doch sie machte es wie Sie, Hetta, ausgelacht hat sie mich und verhöhnt obendrein — ich sollte ja nur eifersüchtig sein! — Da habe ich mein geliebtes Schwabenland verlassen und bin in die weite Welt gegangen. Herumgestoßen bin ich worden, traurige Jahre hab' ich verlebt, doch der größte Schmerz war es, als ich erfuhr, daß ich damals nur zu recht gehabt. Ein kurzes Jahr ist jener Mensch meiner Schwester treu geblieben, dann wandte sich sein falsches, flatterhaftes Herz einer andern zu. Und meine Schwester grämte sich zu Tode. Wie eine Blume, der Licht und Wärme entzogen wird, ist sie vergangen. Und wie Sie, Hetta, mich beim ersten Sehen an meine holde Ilse erinnerten, so tat es dieser Wood in gleichem Maße an jenen — jenen Elenden: dämonische Macht über alle Frauenherzen, bestrickende Treuherzigkeit in Worten und Blicken, und dabei der oberflächliche Sinn.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt. Goethe.

Der Ring.

Erzählung von Karl Mußmann.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

(Nachdruck verboten.)

Es waren glückliche Tage, als die beiden verlobt waren. Sie hatten sich auf dem großen jährlichen Erntefest auf dem Gutshofe gefunden, wo die Namenszüge des Grafen und der Gräfin am Ende der großen Milchkammer im Transparent prangten, während man sich im Tabaksrauch und Staub des Asphaltfußbodens im Tanze drehte.

Und damals war Anna ein niedliches Mädchen mit schelmischen Augen unter dem blonden Lockenkopf.

Anders war an diesem Abend noch mehr als sonst stolz auf sie gewesen, und während er sie mit der Pfeife im Munde zu den Tönen eines Walzers herumdrehte, fühlte er sich so sicher; denn niemand wußte besser als er, daß sie am liebsten mit ihm, mit ihm allein tanzte.

An den Abenden trafen sie sich hinter der Scheune, wo die Knechte allerlei Kurzweil trieben, während die Mägde „Dritten abschlagen" spielten. Sie kam aufgeschürzt und mit bloßen Armen aus der großen Milchkammer und lachte so vergnügt, als sei die Arbeit ein Scherz, und er, der der Erste auf dem Hofe war, wenn es galt die Sense zu schwingen und beim Einfahren die Garben aufzulegen, betrachtete mit stiller Zufriedenheit ihre frischen, kerngesunden Wangen.

Daß sie, jedes für sich, sich gut mit ihren Vorgesetzten standen, war ihnen eine besondere Freude. Das Zeugnis der Meierin über sie war ebenso gut, wie das des Inspektors über ihn. Und es war deshalb nicht mehr wie in der Ordnung, daß ihnen dann Haus mit Gartenland und mit Weide für eine Kuh angewiesen wurde.

Bessere Zeiten als damals hatten sie nie gehabt. Sie fuhren fort, auf dem Hofe zu arbeiten, und wenn sie am Abend fertig waren, saßen sie auf der Bank vor dem kleinen Rasenplatz mit dem Rosenbeet und der hohen Flaggenstange und blickten auf die Landstraße hinaus. Sie waren beide müde von der Last des Tages und sprachen nicht viel. Sie fanden das Schweigen unterhaltender als viele Worte, und wenn die Dämmerung hereinbrach und der Tau sich auf die Fluren senkte, gingen sie zusammen hinein und schliefen fest und ruhig.

So vergingen einige Jahre und es kamen Kinder ins Haus. Die Arbeit fürs tägliche Brot wurde strenger. Essen und Trinken wurde teurer und der Lohn nicht größer. Anna blieb ruhig bei ihrer Arbeit. Anders verlor aber etwas von seiner alten Lebensfreude. Kam er des Abends nach Hause, so war er oft verdrießlich. Es sei unrecht, meinte er, daß der eine unausgesetzt arbeiten müsse, während der andere den Nutzen davon hätte. Wir arbeiten, es müsse daher auch der Lohn geteilt werden, deshalb müßten die Reichen mit dem Armen teilen, denn weshalb sollte der eine reich sein und der andere Not leiden, das sei einfach Diebstahl an der Menschheit.

Anna konnte nicht begreifen, wo Anders alle diese Worte her hatte, die sie früher nie von ihm gehört, und wenn sie ihn fragte, antwortete er, daß dies Dinge seien, die die Männer unter sich abzumachen hätten.

Und so geschah es anfänglich hin und wieder, später zwei- und dreimal in der Woche und schließlich jeden Abend, daß Anders in den Krug ging und über dies neue Leben diskutierte. Wie man den Lohn in die Höhe treiben und für die Landarbeiter bessere Lebensbedingungen schaffen könnte. Und je mehr im Kruge getrunken und geredet wurde, um es besser zu machen, desto schlechter ging es zu Hause mit dem Verdienst.

Der frische, lebensfrohe Anders war nicht mehr der alte. Er geriet einigemal während der Arbeit mit dem Inspektor zusammen und erschien nicht selten zu spät zur Arbeit. Anna sah ihn fast nie, außer am Morgen, wenn sie ihn nur mit Mühe aus dem Schlaf wecken konnte. Kam er nach Hause, so war er immer verdrießlich, zankte und schalt und fuhr die Kinder hart an. Vom Lohn brachte er nichts mit nach Hause, es blieb im Kruge. Somit ruhte die ganze Last und Sorge auf Annas Schultern. Sie arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Meierei. Bei der schweren Arbeit verlor sie nach und nach ihre jugendliche Frische. Sie sagte aber nie ein Wort und ließ Anders es auch nicht merken, daß er dem Heim, dessen Stolz er früher gewesen war, jetzt nur noch zur Last fiel.

Eines Tages kehrte er früher als gewöhnlich zurück, er setzte sich am Fenster nieder und trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben. Anna trat mit den Kleidern der Kinder aus der Küche, um sie in das Spind zu hängen. Als sie dieses öffnen wollte, fiel etwas klirrend auf den Fußboden.

„Was ist das? Du verlierst auch alles."

„Es war nichts!"

„Nichts? Welch ein Unsinn!" sagte Anders hart und ging, um den Gegenstand zu suchen, den sie hatte fallen lassen.

Da lag vor ihm ein kleiner blanker Ring, er bückte sich und nahm ihn auf, während ihn Anna ängstlich anblickte.

Es war ein glatter, breiter goldener Ring, schwer und unbeschädigt auf der einen Seite, wie in den guten glücklichen Tagen. Auf der anderen Seite aber war er von der Arbeit so abgenutzt und verbraucht, daß er nicht mehr zusammenhielt, sondern am Finger gesprungen war. Das letzte Band aus der lichten Zeit war geborsten.

Anders sagte nichts. Er steckte den Ring in die Tasche. Dabei zitterte seine kräftige Hand. Lange saß er am Tische, den Kopf auf die Hand gestützt, in sich versunken. Anna sah ihn dann in der Abenddämmerung auf der Bank vor dem Hause. Gewaltige Rauchwolken entstiegen seiner Pfeife.

Manchmal stand er auf und ging hastig einige Schritte hin und her. Einmal beobachtete sie, wie er den zersprungenen Ring aus der Tasche nahm und betrachtete. Es schien ihn sichtlich etwas zu beunruhigen — war es, daß der Ring gesprungen war?

Anna war nicht abergläubisch — aber auch ihr hatte es einen Stich gegeben, als sie den Ring so vor sich liegen sah. War es nicht ein Zeichen ihres häuslichen Glücks — das ach! so lange entschwunden war? —

Der Ring! Anders wurde den Gedanken daran nicht los — wie Feuer brannte er ihm auf der Seele. Wie glücklich waren sie damals gewesen. Damals! Und so noch lange, lange! Und dann war es so gekommen, — daß er seiner Familie und seine Familie ihm zur Last fiel! — Die Hetzer hatten ihm den Kopf verwirrt. Jawohl verwirrt! — Hatte er denn keine Augen im Kopf, kein Herz im Leibe mehr gehabt? — Hatte er nicht gesehen, wie unermüdlich, wie treu und still seine Frau rastlos geschafft hatte, um trotzdem die Ihrigen mit Ehren durchzubringen? So hatte sie gearbeitet, — daß der Ring auf der Innenseite der Hand ganz durchgescheuert war!